

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Erzählungen aus dem h. Lande.

Die Kreuzzüge. (Fortsetzung.)

(Mit einer Abbildung.)

Im vorn jährigen Kalender sind die Ursachen erzählt, welche zu den Kreuzzügen, oder zu den zweihundertjährigen Kriegen der christlichen Völker geführt haben, um von den Türken das heil. Land wieder zu erobern. Tief schmerzte es die frommen Christen in Europa, daß sie das heilige Land, wo der Stifter unseres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo das Grab des Erlösers sich befand, wohin so viele fromme Pilgrimme wallfahreteten, in der Gewalt der Ungläubigen wissen mußten. Dieser Schmerz wurde um so größer, je mehr die heimkehrenden Pilgrimme von den Mißhandlungen der Türken zu erzählen wußten. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist jener Zeit, und das allgemeine Verlangen, die heiligsten Orte der Erde zu betreten. Dies galt wie eine Aussicht auf die Freuden des Himmels, und damit verlor selbst der Tod seine Schrecken. Da kam zur rechten Zeit Peter, der beredete Einsiedler, von Jerusalem zurück; da hielt der Papst Anno 1096 die große Kirchenversammlung in Clermont, der Abgeordnete aller Nationen beiwohnten, da ward unter dem begeisterten Ruf: „Gott will es!“ der erste Kreuzzug beschlossen. — Es wirkte dazumal, wie es ganz richtig im vormjährigen Kalender heißt, in allen Gemüthern eine überwältigende Begeisterung für die Religion des Kreuzes.

Bald sah man keine Stadt, kein Dorf, wo sich nicht Kreuzfahrer — Teilnehmer am Kreuzzug — sammelten, kein Feld, wo nicht Felte aufgeschlagen waren; von allen Seiten ertönten Rieder zum Preis des Zugs und des heiligen Landes. Manche Familie hatte alle ihre Habe veräußert, und trat den Kreuzzug an, ohne Ausnahme eines einzigen Gliedes. Ein zweirädriger mit Ochsen bespannter Wagen trug die Kinder, und den nächsten Bedarf an Lebensmitteln. Weiber, fromme wie leichtfertige, zogen bewaffnet in Mannskleidern nebenher. Erzählungen

von Wundern erhöhte die Begeisterung, ungewöhnliche Erscheinungen am Himmel und in der Natur galten für Weisungen zu dieser neuen Völkerwanderung. Es hieß, Karl der Große sei in Achen aus seinem Grab gestiegen, und werde das ganze deutsche Volk zum Kreuzzug führen. Die Fürsten waren nicht müde thätig, doch mußten ihre Entschlüsse gemeinsamer und besonnener sein. Dies schien Vielen eine tadelnswürdige Zögerung, weshalb sich sofort große Schaaren unter selbst gewählten Anführern vereinigten.

Schon im März 1096 brach ein Ritter, Namens Walter, mit einem Zug von 20,000 Köpfen durch Ungarn nach Asien auf; ihm folgte Peter, der Eremit, mit einem gleich großen Heerhaufen; drei andere, ebenfalls starke Heere, bildeten sich in Deutschland, meistens Bauern und Leibeigene, unter den Priestern Volkmar und Gottschalk, und dem mächtigen Grafen Emich von Leiningen. In blindem, rasenden Eifer gegen die Ungläubigen fielen diese wilden, rohen Schaaren zuerst in den Städten am Rhein über die Juden her, wobei der kaufmännische Haß der Bürger sich einmischte. Es wurden an 12,000 Juden grausam umgebracht. Die Kreuzfahrer, die sich mit diesen blutigen Gräueln besetzt hatten, erhielten aber schon in Ungarn ihren Lohn, denn sie wurden dort, da sie aus Mangel an Unterhalt plünderten, von den Einwohnern größtentheils aufgerieben. Jener wilde Graf Emich soll, so erzählt die Sage, nach seinem Tod mit vielen Andern in der Gegend von Worms gesehen worden sein, umherirrend, mit glühenden Waffen bekleidet, und stehend, daß man durch Almosen und Gebete die großen Strafen mindere, welche ihm seiner Grausamkeit und des mißleiteten Kreuzzugs halber, zuerkannt waren.

Nach diesen mißlungenen Versuchen des gemeinen Volks rüsteten sich die Ritter und Fürsten zu einer desto glänzenderen Heerfahrt. Die Lothringer erhoben sich zuerst unter ihrem Herzog Gottfried, nach dem Stammschloß seiner Ahnen von Bouillon (sprich Bullion) genannt, und unter

dessen Bruder Balduin. Sie brachten 80,000 wohlgerüstete Streiter auf, und diese Stärke, so wie ihre Mannszucht und Würde öffnete ihnen überall den Weg, so daß sie friedlich Ungarn durchzogen, und schon am Ende des Jahrs 1096 vor Constantinopel anlangten. Constantinopel war damals noch die Hauptstadt des griechisch-christlichen Kaiserthums. Hier fanden sie den Bruder des Königs von Frankreich mit einer starken französischen Macht. Dieser folgte ein drittes Heer von Normannen, unter Bohemund, dem Sohn des Fürsten von Tarent, und dessen Vetter Tancred, dem tapfersten Ritter seiner Zeit, dann noch ein vieres Heer Franzosen unter dem mächtigen Grafen von Toulouse; endlich ein fünftes Heer, auch Franzosen, unter dem Herzog von der Normandie. Die gesammte Zahl der Kreuzfahrer wuchs auf 600,000 an. Die Morgenländer nannten sie die Franken, weil der größte Theil aus Franken bestand. Von jener Zeit an aber heißen alle Europäer im Orient Franken. Zum gemeinsamen Feldherrn wählten diese Kreuzfahrer alle den deutschen Herzog Gottfried von Bouillon, weichen der Ruhmhoher Tapferkeit, strenger Gerechtigkeit und einer an Heiligkeit gränzenden Frömmigkeit über alle Nebenbuhler erhob. Im seltenen Verein solcher Eigenschaften zeigte er sich nebst dem Feuch, mäßig, freundlich und freigebig gegen Jedermann, unbeherrscht von der Liebe zu irdischem Besitz. Auch seine Gestalt war von hohem, starkem Wuchs, die Haare blond, das Gesicht schön und einnehmend. Von alen, welche das Kreuz nahmen, war er unbestritten der Würdigste. Das Heer der Kreuzfahrer setzte nun nach Asien hinüber, wo Peter, der Einsiedler, mit dem Rest seiner Schaaren zu ihnen stieß. Die Stadt Nicäa, wo dereinst die große Kirchenversammlung gehalten worden, damals aber der Sitz eines türkischen Sultans, leistete den ersten Widerstand, und wurde nach langem Kampfe erstürmt. Es war im Mai 1097. Dann bewegte sich das Heer seitwärts, da wo Asien sich um das Ende des Mittelmeeres nach dem gelobten Lande senkt. Hier stieß noch eine Flotte von Friesländer zu ihnen, die durch das Mittelmeer gefahren. Doch litten die Kreuzfahrer gar viel von der ungewohnten Sonnenhitze des Südländes, von dem

Mangel an Wasser und Lebensmitteln und von Krankheiten, endlich von der Tapferkeit der Türken, über die sie erstannen mußten. Die Kreuzfahrer gaben den Türken das Zeugniß, daß sie nächst ihnen auf Erden die Tapfersten wären. Die Stadt Odesa wurde vom Normannenfürsten Bohemund erobert, dem sie, sammt ihrem Gebiet, als ein Fürstenthum überlassen ward. Einen weit bestigern Widerstand leistete die große Stadt Antiochia, die aufs beste befestigt und von wilden Mahomedanern verteidigt war. (Ihre genaue Beschreibung steht im Kalender von 1846) Den Kreuzfahrern gebrach es an Belagerungswerkzeugen und Lebensmitteln. — Krankheiten rafften einen großen Theil des Heeres hin; Gottfried selbst und die meisten Führer sickten. Zwischen einigen derselben herrschte obuehin verderbliche Eifersucht. Ein neuer Zug Kreuzfahrer aus Dänemark, unter Sueno, dem Sohn des Königs, und seiner Braut, wurde von den Türken unterwegs zernichtet. Dagegen brachte eine Flotte der Stadt Genua tapfere Männer und Lebensmittel zum Beistand. Endlich, im Jahr 1098, ward Antiochia bei Nacht erstiegen und im Sturm genommen. Aber schon wenige Tage darauf kam ein ungebeures türkisches Heer vor die Stadt, um sie den Kreuzfahrern wieder zu entreißen. Da sahen sich diese plözlich in der verödeten und ausgehungerten Stadt eingeschlossen. Ihre Noth erreichte den höchsten Gipfel. Sie waren verloren, wenn ein Wunder sie nicht rettete. Mann und Roß verschmachteten vor Hunger, denn auch die ekelhafteste Speise, die man nur in der Verzweiflung gebrauchte, ging zu Ende. Da trat ein hochbegeisterter Priester auf, Peter Barthelemi, und verkündete ein Traumgesicht, darin ihm offenbaret worden, die heilige Lanze, welche die Seite des Erlösers durchstochen, sei hier in einer alten Kirche zu finden, und werde die Kreuzfahrer zum Sieg führen. Man grub am bezeichneten Ort, und fand wirklich eine alte Lanzen Spitze, die zum Banner des Heeres gemacht, und vom päpstlichen Legaten demselben vorgetragen ward. Dem Wunder vertrauend, in übernatürlicher Kraft auslebend, zum Außersten entschlossen, zogen die abgematteten Kreuzfahrer, Schatten der Todten gleich, aus den Thoren, und stürzten sich in rasen-

der Wuth auf die Ungläubigen. Man glaubte den Erzengel Michael und den heiligen Georg in leuchtender Rüstung mit vielem Kriegsvolk von den Bergen herabkommen zu sehen, um sich in den Streit zu mischen; zu solcher Höhe stieg die Begeisterung; zugleich fiel vom Himmel ein erquickender Thau, der Menschen und Thiere erfrischte. Die weit überlegenen Türken wurden gänzlich geschlagen, ihr unermesslich reiches Lager erbeutet, und das Kreuzheer war gerettet. Fürst Bohemund blieb in der Stadt, um den Rücken des Heeres zu decken; die übrigen zogen weiter nach Süden, dem gelobten Lande zu. Nach wiederholten Kämpfen betraten sie endlich den heiligen Boden, und sahen von einem Berge zum erstenmal das ferne Jerusalem. Da vergaßen sie auf einmal aller bisher erduldeten Mühen und Gefahren; ein Lobgesang ergriff die ganze Schaar, das Auge, selbst der härtesten Krieger, erfüllte sich mit Thränen, sie sanken auf die Kniee und küßten die Erde. Aber noch stand ihnen der furchtbarste Kampf bevor. Sie zählten nur noch 2000 streifsfähige Reiter, und etwa 20,000 geeignete Fußgänger; so sehr waren sie zusammengeschmolzen, durch Schlachten und Seuchen. Und diese kleine Schaar sollte das gewaltige Jerusalem erobern, darin 40,000 Saracenen sich hinter den festesten Mauern verschänzt hatten, die von allen Seiten her Unterstützung finden konnten! Je näher aber die Kreuzfahrer ihrem Ziel waren, desto höher wuchs ihr Muth. Der heilige Boden selbst begeisterte sie bis zum Menschenstern. Hier sahen sie vom Himmel her ihre kleine Schaar durch Engel Gottes ergänzt. Der Glaube errang in übernatürlicher Kraft, was menschlichem Verstand unmöglich scheint. Auf dem Delberge, wo der Herr gepredigt und gelitten, hielt Peter der Einsiedler eine begeisterte Rede an die Kreuzfahrer. Schon war der Tag ausersehen, an welchem die heil. Stadt berannt werden sollte. Da gedachten die Priester des feierlichen Umgangs um die Stadt Jericho, und rietben, dieses Beispiel nachzuahmen. Am Freitag den 8. Juli 1097 versammelten sich alle Priester, Ritter und das Volk zu diesem feierlichen Umgang; die Ungläubigen sahen von den Mauern mit Hohn und verletzendem Spott zu. Nachdem die Procession ins Lager

zurückgekehrt, ward auf nächsten Donnerstags der allgemeine Angriff festgesetzt. In der Nacht vor diesem ersehnten Tag brachten Herzog Gottfried und der Herzog von der Normandie ihre Wurfmaschinen, hölzerne Angriffsthürme und Mauerbrecher stückweise an die östliche Stadtmauer, und verlegten auch dahin ihr Lager, weil die Landschaftler ihnen diese Gegend als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Wurfmaschinen aufgerichtet, und die Kreuzfahrer erkanteten aus dem Erfolg, daß Gottes Hand mit ihnen sei. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmal, selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um an der Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Die Mauer wurde mit großen Balken berannt, es wurden große Steine auf die Vertheidiger der Mauer geschleudert, aber die Belagerten konnten noch immer mit viel mehr Hestigkeit durch feurige Pfeile, durch Feuerbrände, Pech und Schwefel sich vertheidigen; sie gaben an Heldemuth den Christen nichts nach. — So verstrich der erste Tag. Kaum aber war das Morgenroth des folgenden Tages erschienen, so begann der Kampf mit neuer Anstrengung. Die Türken warfen nicht nur Steine, sondern auch Töpfe mit unlosbarem Feuer und brennende Balken wider die Maschinen; den Christen war aber verrathen worden, daß Eifrig diese künstlichen Feuer lösche, und sie hatten sich damit reichlich vorgeesehen. So stritt man grimmig bis um die Stunde, wo der Heiland ans Kreuz gebracht ward, da siegte der Glaube. Vom Delberg herab sah man einen hohen Ritter in weißer Rüstung mit glänzendem Schilde winken. Da hieß es, „seht ihr das himmlische Zeichen,“ und mit dem Freudengeschrei: „Gott will es, Gott hilft uns,“ wurden die Thore gesprengt. Jetzt fiel die Fallbrücke des großen Thurms Gottfrieds auf die Mauer, und der Herzog mit seinem Bruder und den andern Fürsten betrat triumphirend den Ringwall der heiligen Stadt. (Siehe die Abbildung.) Nun ergoß sich das Heer in Schaaren in die Stadt der Wunder, um sie in eine Stadt des Blutes zu verwandeln. Fort währte der furchtbare Todeskampf in den Straßen der Stadt, bis sie ein großes Grab aller Ungläubigen geworden war. Dann zogen die Pilger über



Den
fide. 3
g brachen
von te
hüben
hünd
verloren
ndficht
chricht
er Tag
majest
r efer
Dand m
as hü
der erp
verung
uerweit
rden ge
Wauer
unten
sch fan
nd Sch
in Delt
So m
war be
erficht
irang
aine, h
Feuer
dinen; h
eden, h
e, und
sehen. e
runde. e
ward.
derob
Stüpf
in hie
und m
es. Ge
gefahr
er Derr
in Für
der he
a.) Al
die G
die W
er F
er G
igen p
ger ab

rauchende Trümmer und durch Ströme von Blut mit bloßem Haupt und Füßen zur Kirche des heiligen Grabes und dankten der Allmacht für den schweren blutigen Sieg.

Also ward die heilige Stadt Jerusalem am Freitag den 15. Juli des Jahrs tausend neun und neunzig durch die Kreuzfahrer eingenommen. Um den theuer erworbenen Besitz zu behaupten, gründeten sie aus Jerusalem und dem heil. Lande ein christliches Königreich, und erhoben ihren tapfern, preiswerthen Heerführer, den Herzog Gottfried, zum König von Jerusalem. Doch trug der fromme Fürst keine goldene Krone an der Stätte, wo Christus die Dornenkrone getragen hatte. Mit der Einnahme von Jerusalem wird der Schluß des ersten Kreuzzugs bezeichnet.

(Im heil Land ist der Zustand noch immer so trostlos, wie ihn die frühern Kalender schilderten. Zur Schmach von Europa dauern Verhältnisse fort, welche jedes Christenherz mit Wehmuth erfüllen.)

(Fortsetzung folgt im nächsten Kalender.)

Geben ist seliger als Nehmen.

Ein reicher Jüngling von 16 Jahren gieng eines Nachmittags mit seinem Lehrer in der Nähe einer Stadt in unserm Lande spazieren. Während sie nun so neben einander giengen, sahen sie ein Wamms und ein Paar Schuhe am Wege liegen, was einem armen Manne zugehörte, der auf einem nahen Acker arbeitete. Der mutwillige Jüngling wandte sich an seinen Lehrer mit den Worten: „Wir wollen dem Manne einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen, und uns da hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn und seine Verlegenheit zu belauschen, wenn er die Schuhe nicht mehr findet.“ „Mein lieber Freund,“ antwortete der Lehrer, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich, und daher im Stand, sich und dem armen Mann zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen Thaler, und dann wollen wir uns verbergen.“

Der Jüngling gehorchte; jetzt stellten sie sich hinter das nahe Gebüsch, wo sie alles bequem beobachten konnten. Bald hatte der Landmann seine Arbeit vollendet, ging dem Acker entlang dem Weg zu, wo er Schuhe und

Wamms niedergelegt hatte. Während er das Wamms anzog, schlüpfte er auch mit einem Fuß in den Schuh; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesicht, er besah den Thaler, lehrte ihn um, und besah ihn noch einmal und abermal. Dann wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemanden. Jetzt wollte er den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte zum Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott, so verlaßest du diejenigen nicht, die auf dich bauen; in der großen Noth, wo Hunger und Krankheit uns heimsucht, erwecktest du zu meiner Hülfe ein mitleidiges Herz. Ach, daß meine Seele deine Güte erkenne! Das Werkzeug deiner Barmherzigkeit aber segne reichlich mit deinem besten Segen!“

Der Jüngling hörte dies in tiefsterührung, Thränen brachen aus seinen Augen. „Nun,“ sagte der Lehrer, „sind Sie nicht vergnügter, als wenn Sie ihren Muthwillen ausgeführt hätten?“ „Ach, mein theurer Freund,“ erwiderte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine gute Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will, ich fühle jetzt die Wahrheit der schönen Worte: Geben ist seliger denn Nehmen.“

Erzählungen aus alter Zeit.

In den alten Geschichtsbüchern findet man Vorfälle aufgezeichnet, welche die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse unserer Vorfahren in ihrer eigenthümlichen, ehrbaren, vertrauenden, einfachen Weise erkennen lassen. Hier folgen einige Proben.

1.

In der österreichischen Stadt Steyer ist im Jahr 1580 am 10. Jänner ein braver Bürgersmann, Johannes Kosler, mit seiner alten Haushälterin in seiner eigenen Wohnung ermordet worden. Es fiel ein Verdacht dieser Missethat auf einen Tuchscheerer, Namens Sebastian Sallmaier, und zwar blos darum, weil derselbe am gemeldten Tage, nämlich am 10. Jänner, bei dem Kosler Mittags zu Gast

geessen hatte. Er wurde in Verhaft genommen, doch stellte sich bald heraus, daß die Hausbäuerin nach dem Mittagessen noch zur Kirche gegangen war, und daß der Sallmaier während dieser Zeit in seinem Laden gesehen worden. Somit wurde er frei gelassen, doch mußte er sich, nach der Ortssttte, von allem Verdacht vermittelst angestellten Bahrrechtes reinigen, welches er, wie die Chronik meldet, „mit willigem und uerschrockenem Gemüthe ausgestanden.“

Bei einem solchen Bahrrechte wurde es folgendermaßen gehalten:

Der entleibte Körper wurde in Gegenwart des Gerichts und der Bürgerschaft vor die Thüre der Stadtkirche gebracht. In die aufgedeckten Todeswunden mußte nun der Beschuldigte zwei Finger der rechten Hand legen, und folgenden Eid nachsprechen: „Wo ich bei dieser Entleibung, sei es mit That oder Anweisung, betheiltigt gewesen, so rufe ich hiemit an die heilige Dreifaltigkeit, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, als die einige und höchste Wahrheit, daß diese Leiche zur Vollziehung der göttlichen Gerechtigkeit ein offentliches Blutzeichen von sich geben wolle. Amen!“

(Blutzeichen nannte man, wenn aus den Wunden aufs neue Blut floß.)

Als nun kein Blutzeichen erfolgte, ist Sallmaier für unschuldig erkannt und vom Verdacht losgesprochen worden. Doch hat man ihn — schreibt die Chronik weiter — lange Zeit den Plunzenesser genannt, weil er von dem entleibten Köstler selben Tags, als der Mord geschehen, zu einer Plunzen zu Gast berufen war. Erst nach mehreren Jahren wurde der wahre Thäter bekannt; von Reue und Seelenangst bedrückt, gestand auf dem Krankenbett ein gewesener Nachbar des Entleibten die Unthat, doch starb er, ehe ihm das Urtheil gefällt wurde. Er bekam sein Begräbniß nicht auf dem Kirchhof.

2.

Im Jahr 1541 übernachtete der Kaiser Karl V. in der damaligen freien Reichsstadt Schwabisch-Hall, welche es sich sehr angelegen sein ließ, das großmächtige Oberhaupt des deutschen Reichs würdig zu beherbergen. Der Rath und ein Theil der Bürgerschaft ritten ihm entgegen; das schönste Haus in

der Stadt, dem Bürger Herrmann Wilschler gehörig, wurde zum Nachquartier bergerichtet. Als der Kaiser eingetroffen, übergaben ihm des Raths Berordnete einen Wagen Wein, einen Wagen Hafer, und etliche Gefäße mit Fischen. Dies war für das zahlreiche Gefolg des Kaisers. Ihm selbst wurde ein goldener Becher mit 200 fl. gefüllt überreicht. Darauf ging es zur Tafel; es war ein Fasttag. Der Chronikschreiber meldet: „Ich habe den Kaiser speisen sehen, nämlich: Weinbeeren und Malenschmalz, gebratene Eier, doppelt übereinander gestürzt; zwei dünne Eier-Plätz, gedämpfte kleine Rüblein, gebackene Schnitten, einen Brei gedeckt mit einer Lorte, Erbsuppe mit Weck, Strockfisch und blaue Karpfen, Hecht mit gestoßenen Mandeln, Eier mit gebackenen Birnen, Reiß in Mandelmilch, Gebäckenes wie ein Fladen, Lebkuchen, Hippen und Confect. Der Kaiser that nicht mehr als einen Trunk aus einem Benedischen Glas.“ Man vergleiche eine jetzige Gasterei mit der Traktirung des Kaisers, welche damals gewiß für eine köstliche und ausgesuchte gehalten hat!

3.

Die Stadt Krems an der Donau, nicht weit von Wien, litt im Jahr 1647 (zur Zeit des 30jährigen Kriegs) gar sehr durch Einquartirung; deshalb beschloß sie, eine Deputation zum Landesherren, Kaiser Ferdinand den dritten, abzusenden, der damals zu Preßburg in Ungarn verweilte, damit eine Erleichterung in der drückenden Last verordnet werde. Zu dieser Deputation wurden der Rathschreiber, Namens Abele, der älteste Gemeinderath und 9 Bürger ausgewählt. Diese machten sich auch nach Preßburg (etwa 24 Stunden von Krems) auf den Weg. Ueber den Verlauf ihrer Sendung berichtet der genannte Rathschreiber in einem noch vorhandenen Aufsatze wie folgt:

„Angelange in Preßburg ist es uns wie unserm Erlöser bei seiner heiligen Geburt geschehen, indem wir als Fremdlinge weder Herberge noch Platz haben erhalten können, bis wir mit harter Mühe und großen Unkosten ein leeres Kämmerlein aufgefunden. Dabin habe ich etliche Bund Stroh zum Liegen eingekauft. Meine guten Begleitleute, welche das Ihrige treuherzig und ehrlich zugesetzt,

Dabe ich am Sonntag vor allerhöchst Kaiserlicher Majestät, als sie aus der Kirche in ihr Gemach gegangen, in Ordnung nach vorgestellt; ich bin aber vorangestanden. Da fragte mich ein vornehmer Hofherr: „Wer sind diese Stücke?“ Ich aber sprach ganz feck: „es sind keine Stücke, sondern Rathsvorwandte und ehrliche Bürger von Krems.“ Es haben aber Ihre Kaiserliche Majestät mich und den alten Rathswann auf den andern Tag zur gnädigsten Audienz beschieden. Nun ist ein jäher Berg von der Stadt hinauf in das Schloß, also daß unterwegs besagter Rathsfreund, der ein sehr alter, schwerer Mann, wegen des schlüpfrigen und kothigen Wegs zweimal gefallen ist. Wie wir nun in die Audienzstube gekommen, sagten gleich Allerhöchst gedachte Kaiserliche Majestät: „Es ist gewiß der gute, alte Vater gefallen?“ — Das kothige Wahrzeichen war nämlich an dem Kleid noch vorhanden, welches wir wegen Kürze der Zeit nicht haben ganz wegwischen können. Worauf ich antwortete: „Ja, Ihre Majestät, und zwar zweimal.“ Der alte Rathswann setzte noch zu: „Das ist nicht viel, ich habe wohl mehr, Allergnädigster Kaiser, gelitten.“ Als ich nun meinen Vortrag abgelegt, nämlich daß bei uns mehr kostbare Offiziere als gemeine Soldaten einquartirt seien, worüber wir billig zu klagen, und um Erleichterung zu bitten hätten, habe ich gleich erwünschte Verrichtung überkommen; sofort auch meine Begleiter zurück nach Krems abgefertigt, inmaßen die Liegerstatt schlecht genug, und das Essen aus der öffentlichen Garfuch sehr übel und dabei gar theuer gewesen. Ich bin noch zwei Tage in Pressburg geblieben, bis ich die Befehlsschreiben an die gehörigen Orte erhalten. Als ich nun in Wien das Kaiserliche Schreiben der dortigen Kriegs-Canzlei mit schuldiger Ehrerbietung zugestellt, bin ich daselbst gar sauer empfangen worden. „Was für ein Teufel hat euch nach Pressburg geführt, und gar zu Ihrer Majestät?“ so fuhr mich ein Herr an; ich erwiderte aber ganz ehrbar: „die Noth der Stadt, und der armen ausgefaugten Bürgerschaft.“ Darüber habe ich noch unterschiedliche, hitzige Schmahworte anhören müssen, meine Geduld ist aber ungeduldig geworden, ich habe mich tapfer gewehrt mit dem Vermelden, daß die Bürger von Krems wackere und redliche

Untertanen seien, und einen andern Lohn verdienten. Darauf bin ich gefragt worden, wer ich sei. Worauf ich erwiderte: „der Rathschreiber von Krems.“ „Ihr mögt wohl,“ fuhr der Herr in der Kriegs-Canzlei heraus, „ein Narr sein.“ Hierüber sprach ich unverzürnt: „es kann wohl sein, es kann auch wohl nicht sein; oft sind Beide manchemal in einem Sack beisammen.“ Zuletzt sagte derselbe noch weiters: „Ihr thut nichts Anders, als Pressen und Saufen.“ Da regte sich mein Geblüt, und ich konnte nicht anders als schier in Thränen vorbringen: „Ach, mein Gott, thut man uns noch bei so großer Drangsal um unser kümmerliches Stück Brod beneiden! Wir essen und trinken ja nur, damit wir nicht vor der Zeit aus Unmuth u. Glend in unserer erbärmlichen Lage sterben.“ Inzwischen haben die Kaiserlichen Befehle uns trotz dem bösen Willen der Herrn in der Canzlei straks Vinderung verschafft.“

„Vergleichen und viele andere Aufstöcke mehr habe ich in meiner Amtesverrichtung, sonderlich bei schwierigen Soldaten und Kriegsbeamten zu diesen Zeiten ausgestanden, dennoch jedesmal durch die Gnade und den Sezen Gottes glücklich überwunden.“ —

So schließt der wackere Rathschreiber seine Aufzeichnungen. Möchten alle Gemeindebeamten von gleich redlicher Hingebung fürs Wohl ihrer Bürgerschaft beseelt sein!

Noch etwas vom Tabak.

Im Kalender fürs Jahr 1846 ist ausführliches über den Tabak zu lesen, und daß ein Engländer der Erste gewesen, welcher vor etwa 250 Jahren bei den Wilden in Amerika das Rauchen abgesehen, und es in Europa eingeführt hat. Der Mann hieß Walter Raleigh, u. war ein berühmter Seefahrer. Von diesem wird noch erzählt, daß, als er dabei in England die erste Pfeife geraucht, ein alter Bediener ins Zimmer gekommen sei, der setzte ob dem dampfenden Herrn schnell einen Kübel voll Wasser in der Küche geholt, und es über seinen Gebieter ausgeschüttet habe, weil er vermeinte, der liebe Herr wäre in Brand gerathen. Heutzutage würde es kaum Wasser genug geben, wenn man die Raucher alle so traktiren wollte; es wäre vielleicht

nicht so übel, wenigstens ist das Ueberhandnehmen der Cigarren wahrhaft zum Schaden der Gesundheit.

Die klugen, besonnenen Landwirthe sollten bei ihren Familiengliedern und Knechten den Gebrauch der Cigarren gar nicht leiden, schon wegen der vermehrten Feuersgefahr, u. dann eben auch aus Rücksicht für die Gesundheit. Der Cigarren-Rauch thut den Augen weh, u. dann sind die ordinären Sorten gar oft mit schlimmen Saizen versetzt, wodurch Verschleimungen, Magenbeschwerden und Uebeligkeiten ernster Art erzeugt werden. Behaltet doch lieber die ehrliche Pfeife bei; sie ist immerhin ein treuerer Kamerad, als die faïsche, hoffährtige Cigarre. — Nach einem sichern Bericht wurden voriges Jahr allein in der Stadt London $52\frac{1}{2}$ Millionen erdene Pfeifen (sogeannte Köllner) verbraucht. Diese alle nur einmal zu stopfen, hätte man über 2000 Centner Tabak nöthig gehabt! Man braucht nicht gerade ein Tabakhaffer zu sein, um über die große Verschwendung zu seufzen, wozu das Rauchen und Schnupfen Anlaß geworden ist. Wie viel Geld sparten unsere Voreltern, die vor 200 Jahren noch nichts davon wußten! Durch Rauch und Dampf kommt das Glück nicht in die Welt. Wegen der Eisenbahnen seufzt jetzt schon Mancher: „meine Wirthschaft ist in Rauch aufgegangen!“

Das Denkmal am Leopolds-Kanal.

(Mit einer Abbildung.)

Die beiden vom Schwarzwald herabfließenden Bergströme, die Dreisam bei Freiburg, und die Elz im Waldkirchthal, haben von jeher durch ihre beinahe jedes Jahr anschwellenden Hochgewässer in den schönen Gefilden des Rheinthales ungeheure Verwüstungen angerichtet, und in mancher Gemeinde gar oft jede Kultur von Grund aus zerstört. Von Alters her sind die Archiv-Akten voll Klagen, daß man 16 Gemeinden der Nemter Freiburg, Emmendingen, Kenzingen und Ettenheim so erbarmungslos der Wuth des Wassers Preis gebe, das — wie ein Bericht vom Jahr 1768 sagt — „dem armen Bauern seine Erdäpfel vom Acker auswühle und den zahmen Boden mit fortreißte.“ Zwar hat man auch damals nicht müßig zu-

gesehen; man verbaute nach und nach große Summen aus der Staatskasse und dem Sackel der Gemeinden; aber nicht zusammenhängend, nach einem rechten Plan; es blieb nur Stückwerk. Die einzelne Gemeinde suchte sich auf Kosten des Nachbarn zu schützen. An eine allgemeine Flußbauordnung dachte Niemand. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte ein redlicher Beamter, der Kammerath Enderlin, das Verdienst, die große Idee in Anregung zu bringen, man müßte einen die ganze Flußstrecke von oberhalb Freiburg bis zur Ausmündung in den Rhein umfassenden Bauplan aufstellen, oder eigentlich die Grabung eines neuen Flußbettes vornehmen.

Der um unser Vaterland hochverdiente Wasserbaudirektor, Oberst von Tulla, arbeitete später den desfalligen Plan vollständig aus, allein Mangel der benöthigten Gelder, auch die Abgeneigtheit der berheiligten Gemeinden, verhinderten den umfassenden Vollzug, welchen doch alle Sachverständigen als das einzige Auskunftsmitel erkannten. Erst der gesegneten Regierung unseres Großherzogs Leopold war es vorbehalten, die Hemmnisse zu beseitigen, und das große Unternehmen ins Leben zu rufen. Der entscheidende Schritt hiezu war das Gesetz vom 28. August 1835, durch welches von den auf 700,000 fl. überschlagenen Kosten 300,000 fl. auf die Staatskasse übernommen, und zum Vollzug eine eigene Commission unter der Präsidenschaft des erfahrenen, geschäftsfundigen Geheimeraths Dr. Kern in Freiburg niedergesetzt worden. Viermalhunderttausend Gulden hatten die 16 Gemeinden zu tragen; sie wurden meistens auf Anuitäten beigeshafft. Nun ging es rasch an den Kanalbau, so daß das ganze Niesenwerk in 5 Jahren vollendet und am Geburtstag des Großherzogs, 29. August 1841, mit dem Namen Leopoldskanal getauft, eröffnet werden konnte. Dabei war eine ungeheure Volksmenge versammelt, und ein tausendstimmiger Jubelerschall bei Eröffnung der Schleusen und dem ersten Einstürzen der tobenden Wellen in den Kanal. Nur die Konkurrenz-Gemeinden hatten noch kein richtiges Vertrauen; der Kostenbeitrag von 400,000 fl. drückte gar schwer!

Die Natur übernahm jedoch die gründliche

Belehrung! die Jahrgänge 1844 und 1845 waren sehr regnerisch, überall traten die Flüsse und Bäche aus ihren Ufern, die Ueberschwemmungen richteten schreckliche Verwüstungen im Lande an. Nur die Flußgebiete der Dreisam und Elz, sonst bei halbem Gewässer schon ein trauriger Schauplatz der Zerstörung, blieben von jeder Ueberschwemmung ganz verschont; die Fluthen stürzten zwar schäumend vor Wuth durch die Schleusen in den Kanal, konnten aber die Vollwerke nicht überwältigen und flossen, ohne Schaden zu bringen, in den Rhein ab. Nun erst wichen alle Beängstigungen; — frohlockend erkannte man in dem Riesenwerke des Nothkanals den einzigen Retter vor Verwüstung, und allgemein war das Bekenntniß, daß der Schaden, welcher nur in diesen zwei Jahren die Gemeinden ohne den Kanal getroffen hätte, größer gewesen wäre, als ihr Kostenbeitrag.

Kaum war den Gemeinden diese Ueberzeugung geworden, so erwachte auch ihr Dankgefühl, und sie beschloßen, durch ein einfaches Denkmal, dem geliebten Großherzog gewidmet, ihre treue Anerkennung der großen Wohlthat öffentlich auszusprechen. Dieser schöne Gedanken ist den Gemeinden nicht eingepflanzet worden, er ging frei aus den dankbaren Gemüthern der wackern Bewohner hervor. Das Denkmal besteht aus einer Pyramide von geschliffenem Granit, gearbeitet von dem ausgezeichneten Werkmeister Belzer von Weissenbach, und ist 23 Fuß hoch am Anfang des Leopold-Kanals bei Kiegel aufgestellt.

Auf der Seite gegen die Straße steht die vergoldete Inschrift:

Dem
Großherzoge Leopold
die dankbaren Gemeinden

Neuershausen,	Heddingen,
Behringen,	Kenzingen,
Eichstetten,	Herbolzheim,
Rimbürg,	Oberhausen,
Wahlingen,	Niederhausen,
Köndringen,	Kust,
Malterdingen,	Kingsheim,
Kiegel,	Kappel.

1846.

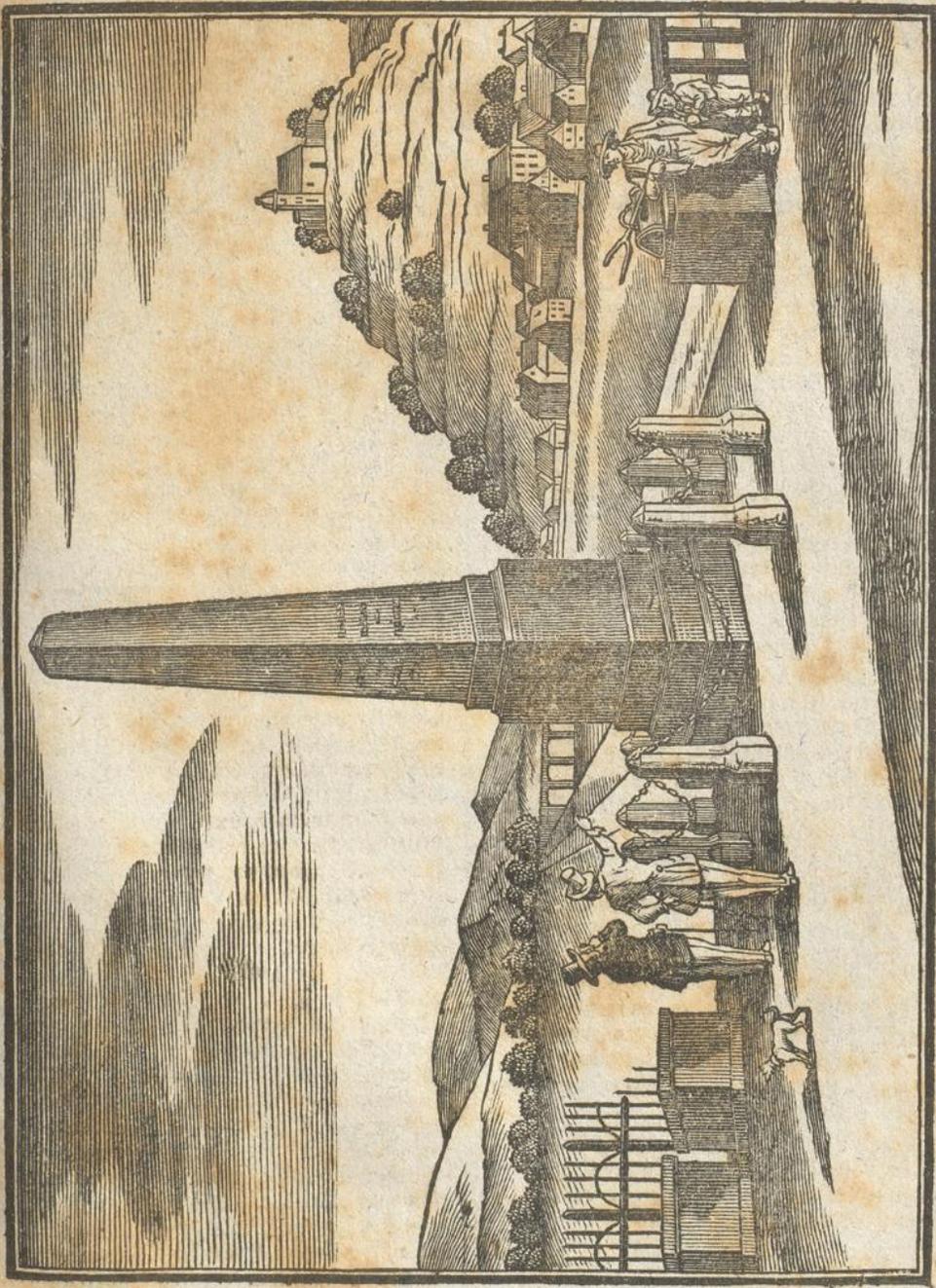
Auf der Seite gegen den Ort Kiegel:
Zur Abwehr
der verheerenden Ueberschwemmungen
der Dreisam und Elz
wurden unter der segensvollen Regierung des
Großherzogs Leopold
durch vereinigte Kräfte des Staates
und der theilhaftigen Gemeinden
diese Kanäle erbaut
1837—1842.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

Die Enthüllung dieses einfach-sinnvollen Monuments fand am 16. Novbr. 1846, dem Geburtstag unseres edlen Großherzogs, statt. Von nah und fern strömten die Festgäste Kiegel zu. Auf erhebende Weise wurde der Gottesdienst gefeiert, die geistvolle Rede des Herrn Pfarrers Lumpp ergriff alle Gemüther. Um 12 Uhr gieng der Zug durch die geschmückten Straßen nach dem Festplatz. Dort angekommen hielt Hr. Bürgermeister Wahl von Kiegel die Festrede, die frühern Drangesale der Gegend und die nunmehrige gründliche Abhülfe schildern, so wie die dankbaren Gesinnungen für den geliebten Großherzog, als deren sichtbares Zeichen das Monument fortan zu gelten habe. Mit dem Schluß dieser Rede wurde das Monument enthüllt; begrüßt vom jubelnden Hoch zu Ehren des gütigsten Fürsten. — Viele sinnige Reden und Sprüche ertönten. Ihm und dem Werk beim heitern Festessen. — Darunter heben wir mit Recht die dankbare Erwähnung hervor, welche den Ehrenmännern, Geheimerath Kern, Oberbaurath Sauerbeck, und Oberingenieur Durban, als den Förderern der Unternehmung dargebracht wurde.

Wie oben bemerkt, so war früher Manches an der wilden Dreisam und Elz gearbeitet worden. Erstere war von Ebnet bis Neuershausen regulirt, und ordentlich eingedammt, ebenso die Elz von Waldkirch bis unterhalb Köndringen. Damit blieb aber die Lage von 10 weitem Gemeinden nur um so schlimmer, und 14,000 Morgen des besten Geländes waren schier alljährig der Verwüstung ausgesetzt. Nun wurden zur gründlichen Abhülfe, nach dem Gesetz vom Jahr 1835, Elz und Dreisam rectificirt und zu diesem Zweck drei Kanäle erbaut, und zwar:

et Mied.
emmanget
H
Regierung
pold
& Staat
meantur
it
1661
ach-
v. 1846
Großher
men der
e Weite
reitroch
rij alle
n durch
fistlag
meiter
ihern Dr
chrioge
die dan
a Großer
as Worn
t ent
Ehren
ige W
em W
haben
herren
meran
bering
er Un
über Mo
H ge
t die
eingek
sie un
die Sag
to Sch
Belä
nung
von W
is, G
n S



Hinf. Bote 1848.

D

a) **Dreisamkanal** von Neuenhausen bis Riegel; Länge: 2 Stunden.

b) **Elzkanal** von Rödningen bis Riegel; Länge: $\frac{1}{2}$ Stunde.

c) **Bereinigte Elz u. Dreisamkanal** von Riegel bis in den Rhein bei Oberhausen, oder **der Leopolds-Kanal**; Länge: $2\frac{1}{2}$ Stunden.

Den höchsten Gewässern entsprechend, welche in beiden Flüssen zusammen 28,000 Kubikfuß in der Secunde betragen (also mehr als die doppelte Wassermenge des niedern Rheins) mußten die Kanäle großartig werden. Die untere Breite des Dreisamkanals ist 50 Fuß, und die obere 138 Fuß. Die Tiefe 12 Fuß. Beim Elzkanal unten 70 Fuß, und oben 228 Fuß. Die Tiefe 15 F. Beim Leopoldkanal unten 80 und oben 250 Fuß. Die Tiefe 18 Fuß.

Beim höchsten Wasserstand wird die Wassertiefe in den 3 Kanälen 2 Fuß weniger, als die Ausgrabungen betragen. Das Profil derselben ist auch so geordnet, daß die Vorländer und Doffstrungen als Wiesengelände benützt werden können.

Ohne die Zuschüsse, welche die Flußbaukasse seit dem Jahr 1842 für Vollenbung und Reparatur geleistet, betragen die gesammten Baukosten 833,000 fl., woran die Staatskasse, wie gemeldet, 300,000 fl., bezahlt hat, und hoffentlich noch 133,000 fl. übernimmt, damit den Concurrency-Gemeinden die ursprüngliche Belastung mit 400,000 fl. nicht vergrößert werde. Ueber den Dreisamkanal sind 4 und über den Leopoldkanal 5 Brücken erbaut. Am obern Ende des Leopoldkanals sind 2 mächtige Schleusen, um nach Belieben die Gewässer abzulassen. Ähnliches besteht am Anfang des Dreisamkanals. Die technische Ausführung dieser ausgezeichneten Werke leitete der wohlverdiente Ober-Ingenieur Herr Durban in Emmendingen, den Se. k. H. der Großherzog dafür mit dem Orden geehrt hat.

Leopoldkanal, Träger eines Namens vom besten Klang, verbreite deine Segnungen fort und fort, wie dein edler Schupp Patron!

Der Landmann und das Gutachten.

Folgende Geschichte hat sich zu Anfang dieses Jahrhunderts in einer gewissen Stadt zugetragen. In derselben wohnte dazumal ein berühmter Advokat, der besonders vom Lande her einen großen Zulauf hatte, und dessen Gutachten in allen Streitigkeiten wie Drakelsprüche galten. Ein wohlhabender Landmann, — wir wollen ihn Bernhard heißen, (seine Nachkommenschaft ist uns wohlbekannt) — kam öfters auf den Markt in die Stadt, und hörte, wenn er im Wirthshause eingeschprochen, fast immer von dem geschickten Rechtsmann erzählen, und wie bald der bald jener von den Gästen oder den wohlbekannten Nachbarn sich eines Gutachtens belobte, das er von dem Advokaten erhalten hätte. Da bekam unser Landmann besondere Lust nach einem Advokaten-Gutachten, von dem er sich einen ganz besondern Nutzen vorstellte. Als er nun eines Tags einen sehr guten Markt gemacht und brav Geld gelöst hatte, so nahm er sich vor, jetzt auch etwas an die Erlangung eines solchen Gutachtens zu wenden, damit er sich dessen, wie die andern Leute, rühmen könnte. Also ging er zum belobten Advokaten, und sagte, er habe so viel Gutes über ihn gehört, daß er von der Gelegenheit profitiren, und ein Gutachten begehren wolle. Der Advokat dankte für das Zutrauen, und frug, ob er einen Prozeß habe? „Nein,“ sagte der Landmann, „Prozesse sind mir ein Gräuel, ich bin, gottlob, mit Niemand im Streit.“ Habt ihr vielleicht, fuhr der Advokat fort, wegen einer Theilung, oder wegen Kauf und Verkauf allerlei Anstände? „Auch nicht,“ war die Antwort, „meine Familie,“ sprach der Landmann weiters, „ist aus der nämlichen Schüssel, auch bin ich nicht so reich, um viel kaufen zu können, noch so arm, um verkaufen zu müssen.“ Nun, was wollt ihr denn, erwiderte der Advokat, voll Verwunderung? „Mit Erlaubniß — ein Gutachten, versteht sich, daß ichs bezahle.“ Jetzt mußte der Advokat, der nun die Stimmung des ehrlichen Landmanns durchschaute, fast lächeln, doch wollte er ihm seinen Willen thun, also nahm er einen Bogen Papier, frug den Mann nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Wohnort, schrieb es zu dessen sichtbarer Zufriedenheit aufs Pa-

zier, setzte noch ein paar Seilen darunter, legte den Bogen sodann säuberlich zusammen, und gab es dem erfreuten Mann mit dem Bemerkten, hier habe er ein Gutachten. Vergnügt steckte es dieser in die Tasche, und legte dafür dem Advokaten einen kleinen Thaler auf den Schreibtisch. Den andern Tag machte er sich auf den Heimweg. Es mochte drei Uhr Mittags sein, als er nach Hause kam, und dort Frau, Kinder u. Gesind ungeschlüssig antraf, ob man jenen Tag noch das Heu einthun solle, das bereits seit zwei Tagen gemäht und pulverdörr sei. Die Frau meinte, man solle bis Morgen warten, der Wind sei ja gut, und die Arbeit würde heute bis in die Nacht dauern. Der Oberknecht wollte dem Wetter nicht trauen, und war fürs Heimholen. In diesem Zwiespalt gedachte der Mann seines mitgebrachten Gutachtens. „Halt,“ sprach er, „das muß uns Rath geben, hat es mich doch einen kleinen Thaler gekostet. Somit gab er es der Frau, sie solle es vorlesen. Diese nahm das Papier, und fand nach dem Eingang, den Namen ihres Mannes und sein Verlangen nach einem Gutachten enthaltend, bloß den Spruch aufgeschrieben: „Verschiebe nicht auf Morgen, was du heute noch thun kannst.“ „So ist's,“ rief ganz verwundert der Mann aus, „das ist ein Gutachten, geschwind Alles aufs Feld, und das Heu eingethan; ich selbst will der Fleißigste sein.“ Und so geschah es; man arbeitete bis zu einer späten Abendstunde, aber man wurde fertig, und dies augenscheinlich zum Segen. — Denn während der Nacht änderte sich das Wetter, es kam ein heftiges Gewitter, der Fluß im Wiesenthal trat aus, schwemmte das Heu zum Theil fort, zum Theil verdarb es. Die Nachbarn hatten großen Schaden, nur Herr Bernhard blieb davor bewahrt.

Diese Wahrnehmung bestärkte mächtig sein Vertrauen zum Gutachten, der Spruch des Advokaten galt ihm fortan als eine Hauptregel im Leben; durch Fleiß und Ordnung brachte er es auch zu einem schönen Vermögen. Gar oft bezeugte er dem Advokaten durch einen Ballen Butter oder durch einen Korb Obst seine fortwährende Dankbarkeit, denn das Gutachten betrachtete er als die Quelle seines Glücks. — Allerdings hatte der Himmel dem Advokaten Spruch eine schnelle Bestätigung zugewendet; dies ge-

schieht selten, darum verdient die ganz wahre Geschichte vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Es sind noch Leute wohlbehalten am Leben, welche damals beim Heumachen thätig waren.

„Morgen, morgen, nur nicht heute,
„Sprechen stets die trägen Leute.“

Bei meinen geneigten Lesern soll aber das Heut dem Morgen nichts borgeru.

Von Tirol.

Jeder Deutsche muß mit Achtung und Liebe auf seine Tiroler Landsleute blicken; denn sie machen dem deutschen Namen recht schaffen Ehre. Was unsern Stamm vorzüglich auszeichnet, der tiefe Zug von Gutmütigkeit und Wohlwollen, geht ganz eigentümlich durch das tirolische Wesen, auch ist die innere Tüchtigkeit und gerade Treuherzigkeit des dortigen Bauernstandes weltbekannt. Aus gesundem Kern hervorgewachsen, durch die früheren Geschichten seines Vaterlandes gehoben, durch den rauhen Boden und die frischen Lüfte seiner Alpen stets gekräftigt, mit trefflichen Anlagen ausgerüstet, giebt es vieles zu loben, manchen schönen Zug zu bewundern. Man darf ja nur an den treuen, edlen Mann voll Einfalt und Redlichkeit denken, der sein biederes Land so schön vertrat, an den tapfern Andreas Hofer, den Blutzeugen von Tirol.

Oh du zum Tod in Mantua gegangen, da schriebs du: „Lebe wohl, du schöne Welt! So wenig ist mein Herz an dir gehangen, daß mir für dich jetzt selbst die Thräne fehlt.“

Wer den Kalender von 1843 aufgehoben hat, der kann darin die Lebensgeschichte dieses wahren deutschen Patrioten nachlesen; sie sollte jedem deutschen Manne im Gedächtniß bleiben.

Tirol und das dazu gehörige Vorarlberg ist ungefähr doppelt so groß wie das Großherzogthum Baden, aber wegen der vielen unwirthlichen Hochgebirge nicht so zahlreich bevölkert; man zählt im Ganzen an 820,000 Einwohner, also etwa $\frac{2}{3}$ so viel wie in Baden. Sie bekennen sich alle fromm und treu zur katholischen Religion. Vor alten Zeiten brachten die Bergwerke einen wahrhaft fabelhaften Segen, und großes Vermögen unter

Stadt- und Landvolk. Jetzt ist deren Ausbeute gering; Handel und Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung, der Ackerbau ist, der rauhen Gegenden halber, nicht hinreichend fürs Land. — Wohlberühmt sind die tiroler Alpenlieder, und das Jodeln, womit der lustige Hirtenbub sie begleitet. Das Nachstehende verdient, daß es in Kalender kommt.

Und am Morgen, wenn der Alpenvogel schreit,
Steh' ich auf, treib' die Kuhheerd auf die Weid,
Und die Heerdenglocken schallen fort und fort
Und die Sonne glänzt am hohen Berge dort.

Lustig ist's auf dem Hochalmenträt,

Wenn die Kühe so brüllen und die Sonn' aufgeht.

Und wenn einmal der Herbst und St. Michel kimmmt,
Und der Melker von der Alm den Abschied nimmt,
Stech' ich den Rautenstrauch auf meinen Hut,
Fahr durchs Thal voran, daß 's Kling, Klang thut.

Leb nun den Winter wohl, Hochalmenträt,

Ich gang jetzt ge schauen, wie's den Heimerlen geht.

Wenn ich komm dann in meiner Heimath an,
Begegnet mir die feinen, lieben Heimer schon.
Gott grüß Euch all, ihr guten, lieben Heimer mein!
Auf der Almen oben, da war's fein.

Wie geht das Leben Euch, seid ihr wohl gesund?
Ich hab wohl herunter denkt, schier alle Stund.

Hochalmenträt heißt der freie Platz vor der Sonn' hütte auf dem Gebirg; Heimer, sind die daheim gebliebenen Nachbarnleute; der Rautenstrauch ist ein unscheinbares Kraut mit blasgrünen Blättchen, und winzigen gelben Blüthen. Man findet es nur auf den höchsten Bergen. Der Welspler haltet es hoch in Ehren, getrocknet verbreitet es einen herrlichen Geruch, wie nur die vornehmste Blume auf Erden.

Das Aufziehen auf die Alpenweiden, gewöhnlich um die Mitte Juni, geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Zug geht immer durch die belebtesten Ortschaften: voraus langsam und mit wichtiger Miene der Senner, stolz auf das Vertrauen, das ihm gewährt wird, dann die schönste u. stärkste Kuh, mit hellem Geläute, sofort die andern Kühe, nach dem Grade ihrer Schönheit gereiht, alle einzeln nach einander. Unmittelbar nach den Kühen kommen die Galtthiere, oder die Kälber und Stiere, das untrüchtige Vieh; dann der Geiser mit den Ziegen, u. der Schäfer mit dem Wollenvieh. Bei der Heimkehr, in der Mitte

Septembers, ist die Wiederholung desselben Schauspiels.

Bei uns da haufen, da gilt der Zillertal, der allbekannte Handschuhhändler, für das wahre Bild des lustigen Tirolers. Auch sind die meisten der bei uns aufkehrenden Sängergesellschaften aus dem liederkundigen Zillertal. In diesem Thale werden jährlich an 20,000 Duzend lederne Handschuhe verfertigt, und mit andern tiroler Erzeugnissen in die Welt verhandelt. In dem dortigen Dorfe Ried ward Anno 1745, also vor 103 Jahren, ein armer Knabe geboren, der später diesen Handel hauptsächlich in Gang brachte. Er hat unter dem Titel: „Leben und Ereignisse eines Tirolers von Ried im Zillertal, oder das wunderbare Schicksal,“ seine Geschichte selbst beschrieben, und vor etlichen 50 Jahren in Druck gegeben, aus diesem seltenen Buch soll nun Folgendes erzählt werden:

Peter Frosch, so hieß er, war also Anno 1745 zu Ried geboren, als das jüngste von 11 lebendigen Geschwistern. Im 9. Jahr verlor Peter seine Mutter — der Vater war schon früher gestorben —, und der älteste Bruder hatte ein böses Weib geheiratet, das die jüngern Geschwister unerträglich plagte. Deshalb lief Peter an einem schönen Nachmittage, zur Zeit der Weinlese, davon. Er kam, auf einsamem Fußweg, den Berg herab, barfuß, aber seine schwarzbraunen Füße hatten sich ans Gehen auch über spizige Steine gewöhnt. An seiner Seite hing ein alter Brodsack, und in der Hand trug er einen starken Stock; seine Kleider waren nicht viel besser als — Lumpen. Der arme Peter setzte sich, als er herunter gekommen, an den dort fließenden Bach, neben einen Rübenacker, der ringsum mit Faden umzogen war, woran allerlei Fesseln Tuch hingen, die vom Winde bewegt das Wild verschrecken sollten. Er trank aus dem Bach, u. da er hungrig war, machte er seinen Sack auf, aber da fand er nur einen schmalen Bissen trockenen Brodes. Jetzt gingen ihm die Augen über u. die Thränen begannen zu fließen über die braunen Wangen. Seufzend sagte er zu sich selbst: O, meine liebe Mutter, nun habe ich nichts mehr, — du hattest immer Brod, u. wenn ich hungerte, gabst du mir. Er ließ aus dem Sack alle Brodsamen zusammenrieseln, und lezte seinen Hunger daran. O liebe Mutter! weinte er wieder, da liegst du auf dem

Kirchhof, und dein armer Peter geht allein in die Welt betteln. Indem er so vor sich hinstammerte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, aber seine Mutter hatte ihm oft gesagt, wie es verboten, und vor Gott sträflich sei, zu stehlen.

Nunmehr kam ein kleines Mädchen, welches eine weiße Ziege an einer Schnur leitete, um sie neben dem Rübenfeld zu weiden. Es war ein bildschönes Kind, beiläufig 10 Jahre alt. Der Knabe machte sich auf, und trat zu ihr. Mädel, sagte er, ich möchte gern ein Paar Rüben essen, gehören sie deinen Leuten? „Ja, und wo bist du her?“ Lieber Gott, ich habe keine Heimath, ich bin ein armer Wube, und heiße Peter. — „Schau Peter, sagte das Mädchen mitleidig, du sollst keine Rüben essen, wenn es dich hungert, so will ich mein Vesperbrod mit dir theilen.“ Sie zog sodann ein doppelt geschlagenes Butterbrod aus der Tasche, und reichte es dem Knaben. Aber, sagte dieser, so hast du ja nicht genug. „O, ich bin nicht hungrig, und esse mich am Abend wieder satt.“ Als bald theilte sie das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, und gab das größere dem Knaben. Sie beide saßen nun beisammen, und aßen vergnügt. Während ihrer Gespräche begann es Abend und kühl zu werden. „Peterl, sagte sie, wo wirst du die Nacht schlafen?“ — Darf ich denn nicht mit dir ins Dorf gehen? „Ach nein, wir haben einen bösen Vogt, der sagt dich fort. Aber siehst du den dicken Rauch dort oben am Berg aufgehen? dort ist ein Kohlenbrenner, ein gar guter Mann, der nimmt die armen Leute in seine Hütte auf, dort gehe hin.“

Dies that der Knabe, und wanderte fort, bis er zum Kohlenbrenner kam. Dieser nahm den runden, vollwangigen Peter freundlich auf, erkundigte sich theilnehmend um seine Herkunft, gab ihm zu essen, und machte ihm eine Lagerstatt zu recht, auf der Peter gut schlief. Des andern Morgens rieth der alte ehrliche Kohlenbrenner so sehr vom Betteln ab, daß Peter einen Eckel davor bekam, er wollte sich nun um einen Hirtendienst umsehen, aber der Köhler meinte, er solle es, als ein aufgeweckter Krauskopf, mit der Handelschaft versuchen, und er wolle ihm für den Ankauf Bürge sein. Der gutherzige Mann ging mit ihm zu einem Steind- und Thierfabrikanten; dieser borgte ihm für 3 fl 9 fr. solcher

Waare, wofür der Köhler gut sprach. Der Arme bleibt dem Armen am hilfreichsten; für solche Darleihen zahlt Gott die Zinsen.

Peter Prosch ging also im zehnten Jahr seines Alters außer Lands als herumlaufender Delträger; errang weniger durch seine Handelschaft, als durch zarte Bitten bei den Bäuerinnen in der Küche. Er konnte bald die Bürgschaft lösen, und mit baarem Geld einkaufen; so kam er ins Schwabenland, bis nach Dischingen. Dort hörte der Fürst Laxis auf der Jagd von dem kleinen weithofigen Tiroler, u. verlangte ihn zu sehen. Er gefiel dem Fürsten, der ihn waschen u. in Kauferskleider stecken ließ, weil er ihn unter seine Dienerschaft aufnahm. Der alte Käufer Augustin bekam ihn und noch drei andere Jungen in die Lehre, die mußten alle Tage zur Uebung vier Stunden weit spaziren, wobei Peter stets der begabteste blieb. Im Herbst zog der Fürst nach Regensburg, und Peter kam mit in diese Stadt. Dort erhielt er auch bessern Unterricht. Aber in all der Herrlichkeit am Hof, und trotz dem guten Essen, besiel ihn doch das Heimweh, und als er einmal in der Stadt einem Zillertthaler Fuhrmann begegnete, so gieng er mit ihm davon, und kam wohlbehalten wieder nach Hause, wo er aber keinen Bissen zu essen hatte.

Tausenderlei Gedanken von großen Herren, von Gnaden und Glückfällen hatte er von dem Ausland mitgebracht, und nun trat noch das Bild der guten Kaiserin Maria Theresia hinzu, von welcher seine Landsleute nicht genug Rühmliches erzählen konnten. Alles dieses gieng ihm mächtig im Kopfe herum. Einstmals träumte ihm ganz natürlich, er sei bei der guten Kaiserin gewesen, die habesihm den ganzen Hut voll Geld geschenkt, und sie lasse in seinem Dorf ihm eine Wohnung und eine Branntweinhütte bauen. Von da an hatte Peter keinen andern Gedanken mehr, als Maria Theresia, Hut voll Geld, Haus bauen, Branntweinhütte! Endlich trieb's ihn fort nach Wien, in den großen Saal, wo die Kaiserin allen Bittenden jeweils Audienz erteilte. Maria Theresia kommt herein, der Knabe läuft ihr entgegen, purzelt auf dem glatten Boden rücklings hin, rafft sich wieder auf, kniet nieder und erzählt der Kaiserin, die sich vor Lachen kaum verwußte, seinen Traum, und flehe, er gieng nun seinem

Inhalt nach vollständig in Erfüllung; der junge Tiroler kehrte reichbeschenkt in seine Heimath zurück, wo ihm auch gebaut werden sollte. An einem Sonntag traf Peter wieder im Dorfe ein; im Wirthshaus spielten Musikanten auf. Da ging nun Peter zum Tanz unter die Leute, die voll Verwunderung hörten, wie glücklich er gewesen sei. Er war damals wenig über 13 Jahr alt, wurde aber als ein Wundermensch angesehen, weil noch Niemand aus dem ganzen Thal nach Wien und gar zur Kaiserin gekommen war. Alles bewillkommte ihn aufs herzlichste. Unter andern war ein hübsches Mädchen da in seinem Alter, welches ihn neckisch fragte: „Peterl, magst noch Rüben essen?“ Es war nämlich dasselbe seine Dirnchen, das neben dem Küchenacker die Ziege hütete. Peter hatte große Freude am Wiedersehen, sie tanzten nun zusammen, und später versprachen sie sich als Brautleute. Und wie Peter sein Haus gebaut, und das 16te Jahr erreicht hatte, hielt er Hochzeit, und nahm das nämliche Mädchen zur Ehefrau; sie waren zusammen 31 Jahre, 7 Monate, 5 Tage alt.

Peter Prosch setzte auch im Ehestand seine Handelszüge fort, wie er sich denn mit Recht rühmen konnte, daß er als der erste Hand Schuhhändler nach Deutschland gekommen sei. Er machte sich durch seine heitere Laune bei den großen Herren sehr beliebt, allenthalben zählte er fürstliche Söhne und Söhnerinnen, die er „Vater und Mutter“ nannte. Vom damaligen Kurfürsten von Bayern erhielt er eine Ehrenmedaille, die er wie einen Orden trug, und einen jährlichen Gnadengehalt von 6912 Pfennigen. (Dies klingt groß, macht aber nur im Jahr 28 fl. 48 kr.), weshalb er sich auch den Titel eines „kurbayerischen Hofstrolchers“ beilegte. Er lieferte viel Ausbeute zum fürstlichen Spaß, dukte Kurfürsten, Herzoge, Markgrafen und Bischöfe, schmälte sie auch auf gut tirolerisch aus; mußte aber dafür auch viel Schabernack ertragen, was ihm übrigens stets durch geschenkte Dukaten wieder versüßt wurde. Am 1804 ist Peter Prosch in artigem Wohlstand gestorben; seine Frau schied vor ihm aus dem Leben. In Ried blüht noch das Wirthshaus, wo der Ehrsame, als er sich zur Ruhe gesetzt, Wirth gewesen; seine Nachkommenschaft haust fort im Thal.

Diese Lebensgeschichte hat in ihrem ein-

fachen Verlauf viel Anziehendes; sie spielt noch ganz in der guten alten Zeit, die auch fürs Tirol mit dem vorigen Jahrhundert zu Ende gieng. Damals gab es auch einen schwunghaften Hausrhandel mit Medicamenten und Oelen, der viele „Mithridatdräger“ beschäftigte, und womit Peter Prosch ebenfalls seinen Ausflug anfieng. In den Thälern pflanzte man Rosmarin, Lavendel, Salbei; Wachholder, Tannenzapfen und dergleichen Stoffe gaben die Wälder. Daraus wurden allerlei Oele bereitet. Dann fand sich auch ein Gestein, aus dem man Steinöl gewann, das in Viehkrankheiten für ein wohlthätiges Mittel galt. Aus den Scorpionen preßte man das für den Hundstiß gerühmte Scorpionenöl. Alles dieses beschäftigte und nährte viele hundert Menschen. Jetzt hört es auf, weil man zur bessern Einsicht kam, daß solche Geheimmittel nichts helfen.

Dagegen erhält sich von den ältern Zeiten her ein großer Hausrhandel mit Eisen. Im Stubai Thal war und ist dies noch vorzüglich zu Haus. Dort hat sich auch die Sage von der fabelhaften Leibesstärke der drei Brüder Lanzer (Thomas, Martin u. Georg) erhalten, welche vor 200 Jahren diesen Handel in Schwung brachten. Georg Lanzer soll einmal vor dem Zollhause zu Schaffhausen mit 8 Zentner Eisen angekommen sein, die er so eben allein und auf einmal aus Tirol herausgetragen hatte. Der Rath zu Schaffhausen ehrte seine Stärke durch Verleihung lebenslänglicher Zollfreiheit, und ließ ihn auf dem dortigen Zollhause abmalen. Thomas, der andere Lanzer, trug 8 Zentner Salz von Hall her; Martin, der dritte Bruder, soll noch stärker gewesen sein, nahm aber ein böses Ende; er ward als Viehdieb zu Zusbrun genht.

In Tirol herrscht fast allenthalben die Sitte, im Sommer auf ein Paar Wochen Haus und Hof zu verlassen, und an einem andern Ort, „in die Sommerfrische“ zu gehen. Vorzüglich die Leute, welche in den sumpfigen Niederungen an den Strömen, oder in den südtirolischen Thälern wohnen, über denen in der schönen Jahreszeit gar schwül die Hitze liegt, die streben denn Alle, Edelherr, Bürger und Bauer, Arm und Reich in die Höhe, in die kühleren Luftzüge der Alpen, wo man irgend eine Unterkunft sich ausgemacht hat.

Dem manche Bauernhöfe sind eigends für „Sommerfrischler“ eingerichtet. Für viele andere sind die zahlreichen Bäder — es sind deren an 120 in Tirol, — die herkömmlichen Sommerfrischen. Selbst die Armuth ist in den Tiroler Bädern zahlreich vertreten. In denselben erfreut allgemein die Wahrnehmung, daß die Badwirthe nicht an den Dürftigen reich werden wollen; ja betrachtet man das Liebevollen der Aufnahme und der Pflege, so erscheinen diese Anstalten wahrhaft im Licht frommer Stiftungen zum Besten leidender Menschheit. Arme Gäste bringen ihre eigenen Mundvorräthe mit, und selbst die Geschirre, um sie zu kochen; — die Wirthe sind deshalb nicht minder gutwillig. Ein Bäuerlein, welches aber auch dies nicht erschwingen kann, verzichtet deshalb noch nicht auf seine Sommerluft. Ein solcher geht mit Frau und Kind, mit Proviantsäcken, Schüsseln u. Pfannen, in die Hochalpen, sucht die Heuschopfen auf, und legt sich da ins Heu. Er vergräbt sich tief in das weiche Lager und geräth dabei in starken Schweiß, der unendlich heilsam sein soll für Gicht und Gliederschmerzen, diese gewöhnlichsten der bäuerlichen Schäden. Man sagt von solchen Pilgern: „sie gehen in's Heu liegen.“ — Der Mann, welcher der Scholle sein Leben abgewinnen muß, ist genügsam; er berechnet die Schönheit des Landes meistens nach der Fruchtbarkeit des Bodens, nach der Bequemlichkeit u. Sicherheit der Feldarbeit. Daber mag es wohl Tiroler geben, welche die Ebene für viel „feiner“ als die rauhen Gegenden des Mutterlandes halten und darnach lustern werden. Aber die hohe Herrlichkeit der Bergwelt geht ihm schnell im Heimweh auf. Es ist wie bei jener schwarzwälder Dienstmagd, die mit ihrer Herrschaft ins Unterland zog u. bei Rustatt die große Ebene gewahrte, da rief sie verwundert: „welch' schöne Gegend, alles wie gehobelt, aber ich möch' nicht da bleiben.“

Tirol wird in neuer Zeit gar viel von Reisenden besucht; die Natur des Landes u. die Gutmüthigkeit der friedlichen Bewohner sprechen dormalen mehr an, als die zu üppig gewordene Schweiz mit den aufgeregten Insassen. Hier sind freilich die trefflichsten Wirtschaftshäuser, die unvergleichlichsten Straßen, u. die wundersamsten Naturgebilde; aber der Geist der Menschen ist störend, wenigstens nicht im

Sinklang mit der gesegneten Umgebung und mit der ehemaligen eidgenössischen, treuen Gesinnung. Zu alter Zeit, als grausamer Druck das Schweizer-Volk quälte, und zum Aufstand brachte, da galt der Vers:

„Als Demuth weine' u. Hoffart lacht,

Da ward der Schweizerbund gemacht.“

Heut zu Tag weinen wieder viel redliche Schweizer, und der Uebermuth frecher Freischärler lacht der schlimmen Zustände. Somit kann der Vers aufs Neue seine traurige Anwendung finden, wenn die Erklärung vom Untergang des Bundes gegeben wird.

Von allen Reisenden wird besonders auch die Tiroler Pfarrgeistlichkeit, deren Wohlwollen u. Menschenfreundlichkeit, gerühmt. Die Beschwerlichkeiten einer Seelsorge in den Bergdörfern geben ihr Anlaß genug, die Pflichten ihres heiligen Amtes in wahrer Selbstverläugnung zu üben. Arm u. einsam verlebt dort so mancher Geistliche die schönsten Jahre seines Lebens, und wird dadurch ebenso wie durch Andacht und Gebet gelehrt, von der Welt sich abzumenden, und alle seine Hoffnungen auf ein besseres Jenseits zu stellen, dessen er sich und seine Gemeinde stets würdiger zu machen sucht. — Die Keilichkeit und passende Ausschmückung der Kirchen zeugen überall vom guten Sinn der Gemeinden.

Der Krieg von 1809 hat die Tiroler in allen Ländern verherrlicht; „es ist eine Wohlthat Gottes, an der wir alle gesunden könnten“; so schrieb dazumal eine Frau, und so dachten Millionen, welche den Druck Napoleons u. der Franzosen in tiefster Seele hafften. Es bleibt eine erhebende Erinnerung, begründet für alle Zukunft. Als eine Grenzfestung steht dies Alpenland dem Feind aus Süd u. West entgegen; seine Bewohner sind die beste Besatzung, denn in ihnen wohnt trene Liebe zum Fürstenhaus und zur Heimath, gestützt auf innige Gläubigkeit und den frischen Muth eingebornen Wehrhaftigkeit. Ueber ganz Tirol sind die Schützengesellschaften verbreitet, die Regierung befördert aus allen Kräften den Lieblingszeitverreib, das Scheibenschießen; damit wird jener vaterländische Sinn kräftig erhalten.

Gott wird's an den Kindern vergelten.

Ischl ist ein berühmter Badeort im Kaiserthum Oestreich; es liegt in dem sogenannten Salzkammergut, bei Salzburg, dort ging eines Vormittags eine Dame mit ihren Kindern vor dem Haus auf und ab, als ein Bauernerkam, ein kleines Kind tragend. Er blieb alle Augenblicke stehen, sah sich nach allen Richtungen um, als ob er Jemanden erwartete. Das Kind, welches etwa 8 Tage alt war, mochte sich in der Sonnenhitze nicht behaglich fühlen, und fing an jämmerlich zu weinen, was die Verlegenheit des Landmanns bedeutend vermehrte. Er setzte sich auf eine Bank, suchte das Kind zu beschwichigen, da trat die Dame, die er nicht kannte, zu ihm, und frug, warum er das arme Kind, das unter ihren freundlichen Bemühungen wieder still geworden, so in der Hitze herumtrage. Der Mann erwiderte, er sei vom nahen Gebirg, gehöre in Ischl zur Pfarrei, und bringe nun sein Kind zur Taufe, die Hebamme suche eben den Gevattermann auf, und scheine ihn nicht anzutreffen, während dem könne der arme Wurm Schaden leiden. Da kann gleich geholfen werden, sprach die freundliche Dame, mein Mann und ich stehen nun Euch zu Gevatter, hierauf winkte sie ihrem Mann, der nicht weit von der Bank aus dem Fenster eines Hauses zusah. „Nun so dank ich Euch recht schön,“ erwiderte der erfreute Vater, „Gott wird's Euch an Euern Kindern vergelten.“ Geührt folgte die Dame mit ihrem, inzwischen herbeigekommenen Mann dem stolz dahinschreitenden Bauern in die Pfarrkirche.

Dort wartete schon der Pfarrer. Aber wie groß war dessen Verwunderung, als er in den Gevatterleuten den Erzherzog Franz von Oestreich, zweiten Sohn des guten Kaisers Franz, u. dessen Gemalin die Erzherzogin Sophie, erkannte, welche alljährlich in's Bad Ischl zu kommen pflegen. Und wer schildert den freudigen Schreck des Landmannes, als sein Kind von der Fürstin nun über die Taufe gehalten, dem Mädchen ihr Name Sophie beigelegt, und er überreich beschenkt ward! Er konnte in seiner tiefen Dührung nichts hervorbringen, als: „Gott vergelts an Euern Kindern.“ Freuden-

stränen liefen dem rauhen Natursohn über die Wangen. „Gott soll es an unsern Kindern vergelten“, hat der Mann gesagt, wiederholte innerlich ergriffen die Erzherzogin, zu ihrem Gemal, als sie die Kirche verließen. Und Gott hat vergolten! Als bald darauf ihr jüngster Sohn schwer erkrankte, als die Mutter in Schmerzengefühlen betend an seinem Bette kniete, da stiegen auch sonst viele Gebete für seine Rettung zum Himmel. Aber hoch oben im Gebirg kniete ein Bauer und seine Frau, und beteten aus tiefster Seele für das Kind ihrer Wohlthäter, — und Gott erhörte die Bitte. Der Kranke überstand die drohende Gefahr, und lebt fort in blühender Gesundheit. Die liebevolle Menschenfreundlichkeit war zu allen Zeiten heimisch im frommen Kaiserhaus.

Die Erzherzogin Sophie ist die Tochter des guten Königs Max v. Bayern, und der Königin Caroline, einer gebornen Prinzessin v. Baden. Von Vater u. Mutter hat sie das gütige Herz geerbt; ein besseres hat kaum jemals die Menschenbrust bewegt, als das ihrer verehrungswürdigen Mutter, dieser Perle aus unserem geliebten Fürstenhause. Ihr Gemal, der Erzherzog Franz, würdiger Erbe der Tugenden des unvergeßlichen Vaters, ist auch der mutmaßliche Thronfolger in Oestreich, weil der jetzige Kaiser, sein Bruder, keine Kinder hat.

Zwei denkwürdige Grabschriften.

Im Jahr 1448 starb Graf Adolph, regierender Herr der Grafschaft Mark in Westphalen. Er war ein trefflicher Fürst, und ächter Biedermann. Seine Gemüthsweise, oder sein Charakter, kann nicht edler gepriesen werden, als durch die vier Zeilen, welche die Dankbarkeit auf seinen Grabstein setzte. Sie lauten also:

„Sein Nein war Nein gerecht,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Er war sein's Ja gedächig,
Sein Grund sein Mund einträchtig.“

Unvergängliche Ehre dem Manne, dessen Denken und Thun gleich rechtschaffen erkunden werden!

Gegen Ende desselben Jahrhunderts ward der Magister Martius zu Heilbronn be-

graben. Auf seinen Reichenstein ließ er
sehen:

Ich leb', weiß nit wie lang,
Ich sterb', und weiß nit wann,
Ich fahr, weiß nit wohin,
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.

Kann man die Räthsel des Lebens u. Ster-
bens eigenthümlicher aussprechen?

Obstbaumzucht.

Erfahrene Landwirthe empfehlen, die Edel-
reifer nicht im Frühjahr, sondern schon im
Herbst, wenn die Bäume ihre Blätter abge-
worfen haben, zu brechen, und in kleine Bündel
zusammengebunden stehend in die Erde
einzuschlagen. Es entstehe daraus der Vor-
theil, daß das Veredeln nicht gehindert wird,
wenn etwa im Winter durch den Frost das
junge Holz an den Bäumen gelitten habe. Es
schadet sogar nichts, wenn im Herbst das
Holz von den Edelreisern noch nicht ganz reif
ist, es wird dasselbe durch das Einschlagen
in die Erde vollkommen nachreifen. Auch
wird von vielen Seiten angerathen, den
Baumschnitt im Sommer vorzunehmen, weil
im Frühjahr der Saftandrang am stärksten
ist, und die Bäume alsdann durch Verwun-
dung am meisten zu leiden haben.

Die Kinderuhr.

(Mit zwei Abbildungen.)

Es giebt eine Sammlung altdentscher
Volkslieder unter dem Namen des „Knaben
Wunderhorn.“ Dieser Titel paßt gar aum-
thig zu jenem Liederschatz; denn so wie die
Löne des Waldborns an Feld, Wald, Jagd,
das Freie, Belebte mahnen, so mahnt der In-
halt jener ausgewählten, mehrentheils von
alter, einfacher Zeit her stammenden Lieder
an die frommen Klänge der Kindheit, an den
heitern Sinn der Jugend und des Scherzes,
ans Vaterland, an die Heimath, an frische
Zuversicht in Nöthen, und trene Liebe im
Leben.

Aus dieser Sammlung folgt hier ein Lied.
Dazu hat ein geschickter Künstler zwei Tafeln
verfertigt, welche die einzelnen Verse im Bild
anschaulich machen. Der Inhalt besagt, wie
eine gute Mutter aus Bett ihres kranken Kin-

des macht, und während dem für jede Stunde
einen Vers über die nächtlichen Vorkomm-
nisse zu singen weiß, was den Kindern immer
Freude verursacht.

Das Lied heißt also:

Der Mond, der scheint,
Das Kindlein weint,
Die Glock schlägt zwölf,
Daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
Das Mäuslein beißt;
Die Glock schlägt ein,
Der Traum spielt auf dem Kissen dein.

Das Nönnchen läut,
Zur Mettenzeit;
Die Glock schlägt zwei,
Sie gehn ins Chor in einer Reih.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht.
Die Glock schlägt drei,
Der Fuhrmann hebt sich von der Stren.

Der Gaul, der scharrt,
Die Stallthür knarrt;
Die Glock schlägt vier,
Der Hausknecht siebt den Hafer schier.

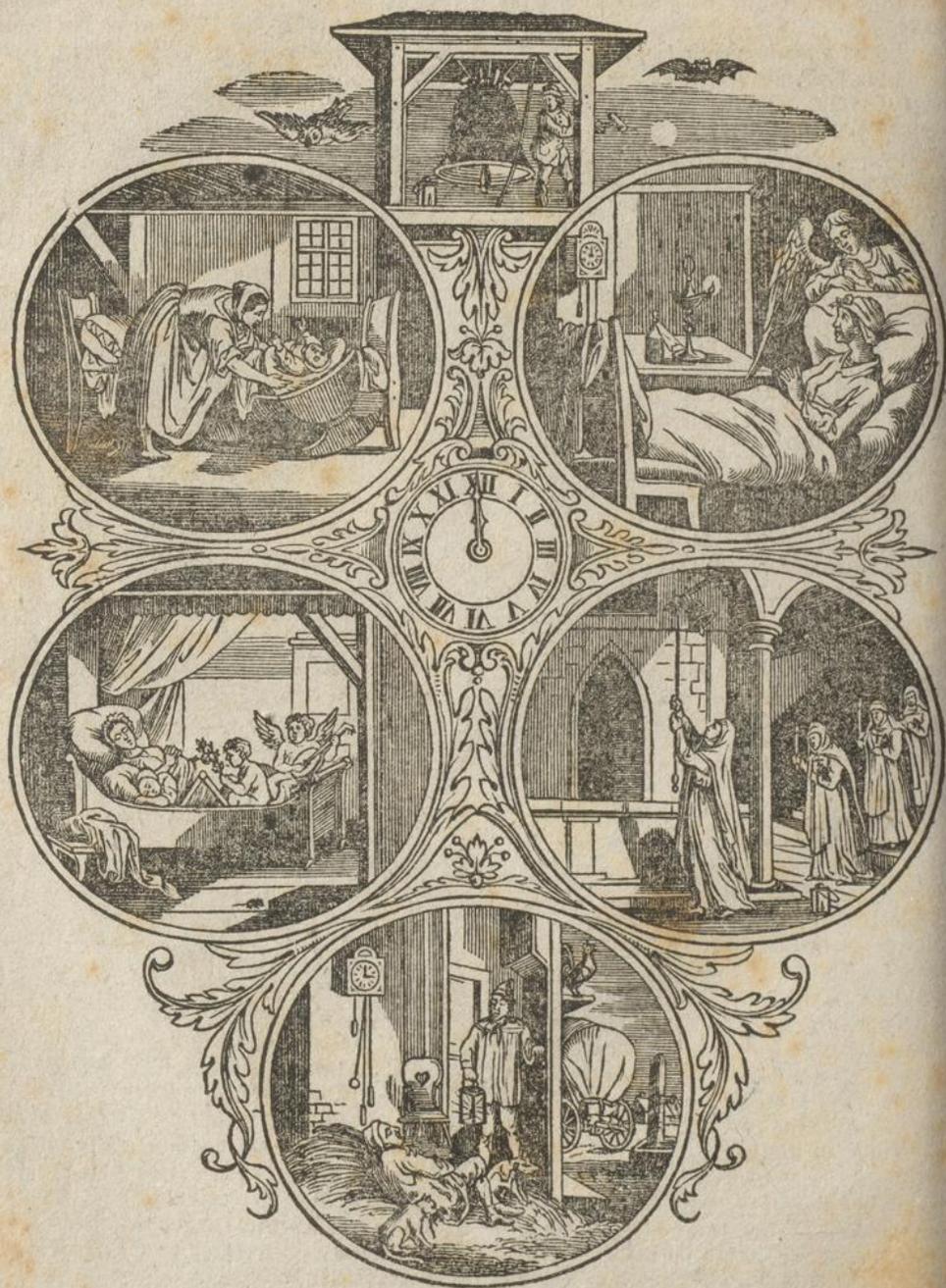
Die Schwalbe lacht,
Die Sohn' erwacht;
Die Glock schlägt fünf,
Der Wandrer macht sich auf die Strümpf.

Das Huhn gagack,
Die Ente quackt;
Die Glock schlägt sechs,
Steh auf, steh auf du faule Hex.

Zum Bäcker lauf,
Ein Wecklein kauf;
Die Glock schlägt sieben,
Die Milch thu an das Feuer schieben.

Ihu Butter nein
Und Zucker fein:
Die Glock schlägt acht,
Geschwind dem Kind die Supp' gebracht.

Gewiß gefällt es den guten Müttern und
frommen Kindern; der liebe Gott schenke in
diesem Jahr lauter gesunde Tage, damit sie
um so fröhlicher singen können. Auf den zwei
folgenden Seiten folgen nun die Tafeln, die
auch gefallen werden.





Etwas aus Spanien.

Eine der schönsten u. fruchtbarsten Landschaften von Spanien ist die Provinz Valencia, am mittelländischen Meere gelegen. An Umfang ist diese Provinz größer, wie das Großherzogthum Baden; sie gilt für das eigentliche Paradies des ganzen Königreichs, denn sie breitet sich unter dem schönsten Himmel von Europa aus. Die Witterung ist fast beständig heiter; Reif oder Nebel sind ungewöhnlich, erfrischende Seewinde mildern die Hitze. Der üppige Boden bringt alle Erzeugnisse, und darunter die edelsten Südfrüchte, in vorzüglicher Güte hervor; auch ist er auf der Weste angebaut, und nirgends in Spanien wird die Landwirtschaft einstichvoller betrieben. Von den ältesten Zeiten her ist nämlich eine künstliche Bewässerung hergerichtet, welche unter diesem warmen Himmelsstrich sehr wohlthätig den Boden tränkt, und ihm das Ansehen und den Werth gartenähnlich bebauter Gegenden giebt. Drei beträchtliche Flüsse, welche die Provinz durchströmen, liefern das Wasser. Diese Einrichtung ist vorzüglich um die Hauptstadt Valencia herum trefflich im Stand, so daß die dortige Landschaft allgemein der Garten von Valencia genannt wird. Kein Theilchen des Bodens, u. sei es auch noch so klein, ist unbenützt geblieben, überall sieht man Arbeit, aber auch Wohlstand u. Gedeihen. Eine einfache, und doch kunstvolle Bewässerung, welche noch immer getreulich beachtet wird, ist die Grundlage dieser glücklichen Zustände. Um die Stadt Valencia herum ist das Land in 7 Distrikte getheilt, deren jeder einen Sachverständigen aus seiner Mitte, das heißt einen der Landbebauer, zu seinem Obmann oder Vorstand wählt; diese sieben Männer bilden ein förmliches Bewässerungsgericht; sie wachen über die Vertheilung, die sie als erfahrene Ortskundige anordnen. Entsteht nun ein Streit, so citirt derjenige, welcher sich in seinem Rechte gekränkt glaubt, seinen Gegner vor dieses Gericht, das die nöthigen Zeugen verhört, u. darnach ohne weiteres das Urtheil spricht, von dem es keine Appellation giebt. Wohlweislich läßt man den Obmann desjenigen Distriktes, in dem der Streit stattfindet, bei Fällung des Urtheils nicht mitstimmen. Die Einrichtung ist, wie der Augenschein lehrt, die einfachste von der

Welt. Man hat kein Gesetzbuch, keine Schreibereien, keinen Staatsanwalt, keinen Advokaten, u. so zu sagen keinen Prozeß. Und das ist es eben, was die Sache fördert; jede langwierige und hochstudirte Untersuchung würde ja nur Schaden bringen. Die Sachverständigen aber gewähren für alle Beeinträchtigungen schnelle Abhülfe. Jeden Donnerstag um 2 Uhr versammelt sich dieses Bewässerungsgericht in der Vorhalle der Hauptkirche zu Valencia, und fällt seine Entscheidungen, denen der vornehmste Graf wie der geringste Arbeiter unweigerlich Folge leisten muß, denn eine fernere Berufung an einen andern Gerichtshof ist nicht zulässig. Wer dem Spruch nicht allsogleich gehorcht, oder die auferlegte Strafe dem Beschädigten nicht ohne Verzug zustellt, dem wird eber kein Tropfen Wasser auf die Felber geleitet, wodurch er natürlich in so fühlbaren Nachtheil käme, daß er sich lieber ohne weiters zum Folgen anschickt. Ähnliche Einrichtungen sind in der ganzen Provinz; sie bestehen schon an 1000 Jahren, und stammen noch von den Zeiten her, wo die kunststheißigen Araber in Spanien sich festgesetzt hatten. Es ist erfreulich, den unendlichen Nutzen zu sehen, den die Erhaltung einer so einfachen und so alten Einrichtung dem Lande gewährt; es zeigt auch das Gute, welches die Landleute durch vereinte Kräfte sich stiften können. — Um die Fruchtbarkeit der Gegend um Valencia zu bezeichnen, braucht man nur anzuführen, daß es dort Trauben von 10—14 Pfunden giebt.

Zu allgemeiner Beherzigung.

Unter den mancherlei Ursachen, die zur Armut führen, muß die Prozeßsucht besonders hervorgehoben werden. Wer auf jede Veranlassung hin, möge sie auch noch so unbedeutend sein, sogleich zum Gericht, oder zum Advokaten läuft, was doch immer zu Unkosten und Zeit-Verlust führt, der ist so zu sagen in einem kranken Zustand, und gleicht einem Schwindsüchtigen, der durch Schwäche und Erschöpfung einem schlimmen Ausgang entgegen geht. Denn der Prozeßträger erstrebt sich eigentlich doch nichts, als Verdruß genug, u. zuletzt gar oft — den Bettelstab. — So schreibt ein wackerer Landarzt, der in einer Gemeinde wohnt, in der die gehässige Prozeß-

sucht wahrhaft erblich sich eingenistet, u. ihre bösen Folgen im Ruin ganzer Familien, u. auch sonst recht verderblich zu Tag gefördert hat. Nachharn, die einst in Freundschaft u. Treue herzlich neben einander hausten, leben nun in Haß und Feindschaft. Die einst wohlhabende Gemeinde ist herabgekommen, ihr Credit ist zerücket, u. ihr Ansehen verschwunden. — Darum schlägt der wackere Doktor nach Arztespflicht ein Mittel vor, um die Krankheit schon im Entstehen zu bekämpfen. Dieses Mittel wäre die Einrichtung v. n. Schiedsgerichten; wenn nämlich in jedem Ort mehrere ehrenhafte, in gutem Ruf stehende, einsichtsvolle Bürger zusammenträten, u. bei entstehenden Streitigkeiten beiden Parthieen guten Rath erteilten, damit die Sache wo möglich in Frieden, und ohne vor's Amt zu kommen, ausgeglichen werde. Wie viele Streitigkeiten, besonders Schränkungs-klagen, könnten auf diese Weise zur Erledigung gebracht werden, ohne daß es Kosten u. Verdruß gemacht hätte. Wie oft ist nur Irrthum, oder Aufheperei die Veranlassung zur Klage! Dies würde wegfallen, wenn ein würdiges Vertrauen zum Urtheil wackerer Mitbürger stärker zöge, als die Meinung der Schriftverfasser, die vom Streiten leben müssen. Jede Gemeinde würde an Frieden und Wohlstand gewinnen; man denke nur an das Bewässerungsgericht, wovon in obigem Artikel geschrieben steht. Ein leichtfertiger Prozeß bleibt stets eine Art Bürgerkrieg, und Krieg verzehrt, was Friede beschleert.

Der Schlangenfänger.

Seit vielen Jahren beschäftigte sich ein alter, redlicher Landmann damit, daß er für einen Apotheker in der Stadt Wurzeln und Kräuter auf den hohen Gebirgen, wo sie am heilkräftigsten wachsen, einsammelte. Der Verdienst war bescheiden, u. die Arbeit mühsam. Deshalb hörte er bereitwillig auf den Vorschlag des Apothekers, ihm auch von den giftigen Schlangen, Vipern genannt, zu verschaffen, welche ebenfalls auf jenen Gebirgen häufig anzutreffen seien, u. die er vorzüglich gut bezahlen werde. In frühern Zeiten hielt man nämlich große Stücke auf das Fett dieser Schlangen; man bereitete daraus eine Salbe, welcher besondere Kräfte beigegeben waren.

Der Apotheker lehrte den Mann, wie er ohne Gefahr den Fang bewerkstelligen könne, er brauche sie nur mit einer Zange arzufassen, denn das Gift ist lediglich unter den spitzigen Zähnen der Schlange, und ergießt sich nur beim Biß derselben. — Haut man einer solchen Schlange den Kopf ab, so kann man das Fleisch ganz unbesorge essen. In den warmen Ländern, wo es so viele höchst giftige Schlangen giebt, speisen die Indianer sie ohne Bedenken.

Eines Tages ist der Mann in diesem Fang besonders glücklich gewesen, er konnte über ein halbes Duzend Stück in seinen Schlangentübel bringen. Die Schlangen können die Kälte nicht ertragen, somit lagen sie in dem Kübel bald in einer Art Erstarrung. Ermüdet von der Arbeit und dem weiten Marsch stellte der Mann, als er spät Abends in seinem Hause ankam, den Tragkorb mit den Kräutern und Schlangen im Zimmer ab, und legte sich gleich zur Ruhe, schlief auch bald fest ein. In der Wärme des Zimmers erwachten die Schlangen aus der Betäubung, u. la leidet das Gefäß, worin sie waren, sich nicht wohl verschlossen fand, so krochen sie heraus, und schlichen allmählich, weil sie die Wärme suchten, nach dem Bette des Mannes. Dort schlupften sie unter die Lücher, an seinen Leib, und umwickelten ihn auf allen Seiten, ohne ihm Leids zuzufügen. Als der Mann erwachte, war es Tag, und da gewahrte er zu seinem tiefen Entsetzen das Furchtbare seiner Lage. Er meinte nicht anders, als des gewissen Todes zu sein, doch hatte er die Klugheit sich nicht zu rühren, verlor auch den Muth nicht ganz. Er empfahl sich Gott, rief mit leiser Stimme, u. ohne sich im geringsten zu bewegen, seinem Sohne. Als dieser die Kammerthüre öffnete, flüsterte er ihm zu: „trete nicht herein, die Schlangen sind los, gebe gleich in die Küche, nimm den großen Kessel, fülle ihn zur Hälfte mit Milch, wärme diese Milch, doch nur lau, dann stelle den Kessel ganz still mitten in die Kammer; schließe die Thüre nicht, geh u. mach geschwind.“

Zum Lob erschrocken eilte der Sohn, den Willen des Vaters zu vollziehen. Dort war der Kessel in der Kammer aufgestellt, so wie nun die Schlangen die Milch rochen, stiegen sie an, ihr Lager im Stich zu lassen. Über den geängstigten Mann kam jetzt das unans-

sprechliche Gefühl, daß sie sich von ihm loswickelten, und allmählich zurückzogen; endlich war er ganz frei von den schrecklichen Gassen. Welche Freude! Doch blieb er in seiner Fassung; er eilte nicht. Er sah, wie die Schlangen fortschlichen, u. sich in den Kessel warfen. Jetzt stand er auf, u. da er weiters sah, daß die Vipern in die Milch beinahe versenkt, u. davon eingeschlafert waren, zog er sie nach einander mit der Zange heraus, u. schnitt ihnen den Kopf ab. Sofort fiel er auf die Kniee, und dankte Gott von ganzem Herzen für die Errettung aus solch schauerlicher Todesdrohung. In tiefer Rührung schlossen sich die Seinigen dem frohen Gebet an. Nie hat er mehr mit dem Vipernfang sich abgegeben.

Wer bei dieser Geschichte sich nicht zu ernstest Betrachtungen angeregt fühlt, der ist kein nachdenklicher Leser, u. thut sich, sowie dem Schraber derselben unrecht. Ist der Zustand des armen Mannes in seinem Bette nicht dem eines Menschen zu vergleichen, der mit Sünden belastet den Schlaf sucht? Wo böse Geister in der Seele nisten, da ist es schlimmer, als wenn giftige Thiere den sterblichen Leib bedrohen. Hätte der Mann, von dem die Erzählung lautet, im Schlaf eine der Schlangen gedrückt, so wäre er wahrscheinlich durch ihren Bißverloren gewesen. Das ganz ruhige Verhalten bewahrte ihn vor dem Angriff. Aber, wie mag es um die Ruhe eines Sünders stehen, wenn die Gewissensbisse das Gemüth ängstigen? Und mahnt die Freude des Mannes, als die Schlangen von ihm fortzogen, nicht an das wohlthuende Gefühl, von irgend einer schlimmen Neigung sich losgemacht zu haben?

Für alte Soldaten.

1.

In diesem Jahr werden es am 12. September schon 29 Jahr, daß der ruhmvolle Feldherr, Fürst Blücher, in dem hohen Greisemalter von 77 Jahren mit Tod abgegangen ist. Im deutschen Volk lebt sein Gedächtniß unvergänglich fort, und zwar mit dem Ehren-Namen „Marschall von Warschau.“ Denn in den schweren Kriegen zum Sturz Napoleons und der französischen Bedrückung hat er mit den tapfern Preußen

Großes, ja Außerordentliches gethan. Damals stand er schon in den Siebenzigen somit im Alter, wo die Meisten ausruben, demungachtet war er im Felde so zu sagen jederzeit der Schnellste, der Künftigste, u. der Kühnste in den Angriffen. Genug, er ist für die damalige Zeit der rechte Mann gewesen. Er wußte in jeder Lage seine Soldaten bei gutem Muth und in frischer Stimmung zu erhalten; sie liebten den alten Herrn auch wie einen Vater. Folgende Geschichte, so einfach sie auch ist, wird die alten Kriegskameraden doch an das bewegte Feldleben anmahnen, u. zugleich ein Musterchen von der Art u. Weise geben, wie der alte Blücher so recht den Soldaten-Geist zu traktiren verstanden.

Im 1814r Feldzug hat Blücher mit seiner Armee viel schwere Tage an Gefahren und Mühen, aber auch reich an Ehren zu bestehen gehabt; fast täglich mußte beim Vordringen in Frankreich gekämpft werden. Nach einem solchen heißen Tag nahm der Feldherr sein Nachtquartier in einer Scheuer; ermüdet von der langen Anstrengung legte er sein greises Haupt auf einem Bund Stroh zur Ruhe. Rings um die Scheuer herrschte eine heilige Stille; Niemand wollte auch nur laut sprechen, es galt ja die Ruhe des Soldaten-Vaters. So schlief er unter der sorgsamsten Obhut seiner treuen Krieger. Schon war der Morgen herangekommen, und in der Scheuer regte sich noch nichts, als plötzlich helle Flammen über die Scheuer empor leckten, und augenblicklich sich über sie verbreiteten. Schnell ward es jedoch durch die Wache bemerkt u. gelöscht. Nunmehr öffnete sich aber das knarrende Scheuerthor, der greise Feldherr — eine wahre Heldengestalt! — trat gleich einem aufgeregten Löwen hervor, und sagte mit seiner Donnerstimme: „Ihr verfluchten Jungens, hol mich der Teufel, ich glaube, Ihr habt mir die Barrakke über dem Kopf angezündet, hält man so Wache, schützt man so meine Ruhe?“ Da schrie die anwesenden Soldaten wie aus einem Munde: „Wir sind es nicht gewesen, sondern dort die Kriegs-Commissäre.“ Und so war es auch; mehrere von diesen Herren hatten sich eine Strohhütte an der Scheuer zurecht gemacht, nun hatte die Flamme, woran sie ihr Frühstück kochten, die Strohhütte ergriffen, und sich so der Scheuer mitgetheilt. Beschämt standen die

Commissäre da, sie, die sonst so vornehm und stolz zu thun pflegten, beschämt, wie Schüler, die bei dummen Streichen ercappt werden. „D ihr vermaledeiten Mehlwürmer“, erhob Blücher halb zornig halb launig seine weit-hinschallende Stimme, „also ihr habt mir alten Soldaten das Dach über dem Kopf angesteckt! Jungen“ rief er dem Bataillon von der Wache zu, „lacht mir zur Strafe die Kerls, die dürrn Federfuchser, tüchtig aus.“ Da schrie und lachte das ganze Bataillon, und brachte zum Schluß dem geliebten Feldherrn ein „Hoch lebe unfer Vater Blücher!“ Die Kriegs-Commissäre machten sich aber ganz verdußt aus dem Staube.

2.

Zu derselben Zeit ist in den Kriegen gegen die Franzosen der preußische General v. York ebenfalls ein sehr würdiger und berühmter Feldherr gewesen. An einem heißen Schlachttag ging ein großes und schönes Dorf, Namens Albis unferne der französischen Stadt Laon, in Brand auf, nur die Kirche blieb vom Feuer verschont. Nach der gewonnenen Schlacht bivouakirten die Preußen um das zerstörte Dorf herum. Da sah der General, damals auch schon ein sehr bejahrter, aber von den Soldaten hochverehrter Mann, daß einige Grenadiere Bretter u. Balken von der Kirche abbrechen wollten, dies erzürnte ihn höchlich; er steuerte sofort der Zerstörung u. stellte zum Schutz Schildwachen hin. Nach einigen Ruhestunden traten die Regimente zusammen, um Gottesdienst wegen der gewonnenen Schlacht zu feiern. Wie der Feldprediger seine Rede geendet hatte, trat der alte General zum Grenadier-Regiment, von dem die Soldaten sich an der Kirche vergriffen hatten, und sprach: „Grenadiere! Nachdem Euer Seelforger zu Euch gesprochen hat, will ich, Euer alter General, auch einige Worte Euch sagen. Ihr habt gesehen, wie Gott über unsere Feinde durch uns Gericht halten ließ, u. in der Schlacht uns den Sieg gab. Grenadiere, Ihr habt hiebei tapfer gestritten, u. trefflich Eure Pflicht gethan; dies erkenne ich als Euer Führer mit Dank, Freude u. Stolz. Aber einige von Euch haben seither mich schwer betrübt. Bei dem Feuer, welches dies schöne Dorf verheerte, dessen Bewohner jetzt obdachlos in den Wäldern herumirren, verschonte Gottes allmäch-

tige Hand allein sein Haus, die Kirche. Ihr aber habt Gottes schützende Hand nicht erkennen wollen, indem Grenadiere sich vermaßen, auch noch das geheiligte Gotteshaus zu zerstören. Ein solches Benehmen ist der braven Soldaten ganz unwürdig. Ich würde bedauern müssen, mit Euch denselben Rock zu tragen, wenn Ihr mir nicht die Versicherung gebt, daß ein solcher Frevel nie wieder von Euch verübt werden wird. Zum Zeichen dieser Versicherung trete von jeder Compagnie ein Mann vor, und bekräftige mir dieselbe im Namen seiner Kameraden durch einen Handschlag.“ Eine tiefe Rührung durchdrang die Reihen der Soldaten, Thränen kamen in viele Augen, u. einstimmig ward dem würdigen Feldherrn die feste Versicherung gegeben. Solche Vorgänge ehren gleichmäßig den Feldherrn u. seine Soldaten. Zu allen Zeiten bleibt es segensreich, wenn ein festes Band des Vertrauens zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht.

Von zwei Königen von Dänemark.

(Mit einer Abbildung.)

Vor mehr denn 800 Jahren regierte in Dänemark ein mächtiger König, Kanut der Große geheißen. Diesen Beinamen gaben ihm die Zeitgenossen, weil er in glücklichen Kriegen auch die Königreiche Schweden, Norwegen u. England erobert hatte. Mit großem Eifer verbreitete er in seinen Landen die christliche Lehre, baute viele Kirchen, beförderte Handel u. Gewerbe, war glücklich in allen Unternehmungen, und dabei ein frommer, nachdenklicher Fürst. Dieser saß eines Tags, umgeben von vielen Hofherren, am Ufer des Meeres, vertieft in Betrachtungen, u. schweigend über die ruhige Fläche des Wassers hinschauend. Er mochte dabei an die Erlebnisse seines bewegten Lebens denken, und wie seine Kriege gar viele Menschen und Länder in's Mißgeschick gebracht hatten. Solche Gedanken bleiben nicht aus; sie verdüstern den Lebens-Abend der Mächtigen. Während nun der König so still in sich versunken da saß, so hörte er, wie die Hofherren unter sich ihn und seine Macht priesen, daß er der gewaltigste König auf Erden sei, und im Grund, gleich unserm Herr Gott alles könne, was er wolle.

Der König hatte an diesen Reden kein Wohlgefallen, also beschloß er im Stillen, seine Hofleute sehr anschaulich zurecht zu weisen. Bekanntlich giebt es am Meer immerfort zwei regelmässige Bewegungen, vermöge deren das Wasser vom Meer täglich zweimal zu bestimmten Zeiten steigt u. fällt. Das Steigen wird die Fluth, das Fallen die Ebbe genannt. Nun wußte der König gar wohl, daß alsbald die Fluth kommen, und die Plätze, welche er mit der Umgebung am Lifer inne hatte, überströmen würde. So geschah es auch; die Wellen rückten immer näher u. benetzten bereits die Füße. Der König saß unbeweglich, zum wahren Schrecken der Umgebung, die ruhig bleiben mußte, trotzdem daß Wasser und Schaum über Alle hinspritzte. Endlich erhob er sich, u. sprach: „Meer ich gebiete Dir, nicht mehr weiter in mein Land vorzurücken.“ Die Antwort war natürlich nur eine frische Welle, die seinen Stuhl umwarf, u. über die Personen hinfuhr. Jetzt überließ er dem Meer seinen Stuhl, u. wandte sich sehr ernst zu den beschämten Hofleuten, welche die Lehre zu merken anfangen, sprechend: „Wollt Ihr die Macht eines Erdenkönigs nochmals mit der Allgewalt Gottes vergleichen, der durch die Elemente herrscht? Nur Er, u. kein Sterblicher kann dem Ocean gebieten, daß er nicht weiter gebe.“ (Siehe die Abbildung.) Man meldet noch, daß von diesem Tag an der König Kanut eine besonders fromme Stimmung offenbart, und nie mehr den königlichen Schmuck öffentlich angelegt habe. Nur Gott sei groß, der die mächtigsten Könige abrufe, wie es es ihm gefalle.

Dermalen regiert in Dänemark der König Christian VIII., welcher heuer 62 Jahre alt wird. Derselbe hat einen einzigen Sohn, den Kronprinzen Friederich, dermalen 40 Jahr alt, und kinderlos geblieben, nach zwei Ehebindnissen. Somit steht die Erbfolge auf schwachen Füßen. Nun gehören bis jetzt zum Königreich zwei Herzogthümer, Holstein und Schleswig, ursprünglich deutsche Länder, (wenigstens ist es Holstein ganz unzweifelhaft,) welche oben bei Hamburg u. Lübeck gelegen sind, u. die nördliche Gränze von Deutschland bilden. Stirbt einmal der jetzige dänische Mannsstamm, der wie gesagt nur 4 Augen zählt, aus, so treten ganz besondere Verwicklungen ein. Im eigentlichen Dänemark be-

steht nämlich ein Gesetz, daß doch auch die weiblichen Nachkommen die Regierungrechte erben können, während im Herzogthum Holstein nur die männlichen Seitenverwandten erbfähig bleiben. Wer aber das Holstein erhält, der muß auch Schleswig bekommen, weil ursprüngliche Rechtstitel diese beiden Länder verbinden. Um nun Vorkehrung zu treffen, daß eben diese zwei Herzogthümer beim übrigen Königreich erhalten werden, verkündete der König vor einigen Jahren einen offenen Brief, als ob im Allgemeinen das dänische Erbfolge-Gesetz auch für die Herzogthümer gelten solle. Dies war gegen das urkundliche Recht derselben, und erweckte sofort großen Verdruß und Widerstand bei ihnen, die ihre alten Beziehungen zu Deutschland nicht aufgeben wollten. Aber auch ganz Deutschland hat in seinen Fürsten und Völkern einmütig erklärt, daß es ein solches unrechtes Verfahren niemals zugeben werde. Ueberall ist im Vaterland durch das unbegründete Anstinnen Dänemarks dieselbe unwillige Aufregung hervorgerufen worden, wie sie Anno 1840 der französische Uebermuth veranlaßt hatte. Das deutsche Volk erkennt, daß man hier die höchsten Rechte in Frage stellen, u. Hochwichtiges für seine Zukunft ohne es abmachen will. Dies wird aber so wenig geschehen, wie das Meer dem König Kanut gefolgt ist. Deutschland wird wie die Fluth sich erheben, u. ungerechte Pläne umwerfen. Wer will wohl u. selig sterben, läßt das Gut den rechten Erben!

Etwas über die Schweiz.

Es sind jetzt gerade 540 Jahre, daß der uralte Verein und Bund eines Hirtenvolkes, woraus die heutige Schweiz hervorging, seine Erneuerung u. seinen Fortgang nahm. Ursprünglich galt er blos unter den Bewohnern der sogenannten Waldstätten, oder den jetzigen Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, denn nur diese drei bildeten unter dem Schirm des deutschen Reichs eine mit Freiheiten begabte Genossenschaft. Die übrigen Cantone, welche jetzt das Gebiet der Schweiz ausmachen, waren damals noch unterthänig, somit entweder Jährliche oder Oesterreichische, Savoyensche, Burgundische, Bischöfliche, Gräflische Landschaften. In den Zeiten der



Hinf. Bote 1848.

6

Zähringischen Herrschaft, so ums Jahr 1200, ward der Name der freien Männer von Schwyz zum erstenmal genannt. Diese kleine Völkerschaft zeigte sich gleich anfangs, wie sie noch ist. Ruhiges Hirtenleben auf einsamer Alpe, in reiner Luft, unter höherm Sternenglanz, u. Erscheinungen großer, wunderbarer Natur; das war ihre Schule. Einfache, angestammte Begriffe von ursprünglicher Freiheit und Brüderschaft durchdrangen die Seele, u. gab den Stolz des Selbstbewusstseins. Kraftvoll, von riesenmäßigem Körperbau, bewies ihr Stolz in der Schlacht, daß die weiblich geglaubte Hirten-Arbeit sie nicht entkräftigt habe. — Mitten in schönen Wiesen, am Fuß des Bergs Haken, unweit vom Ufer des Waldstettensees, liegt der Flecken Schwyz, von welchem alle Eidgenossenschaft, die Unabhängigkeit der Schweiz u. die Ehre dieses National-Namens ausgegangen ist. Die Männer von Schwyz, Uri u. Unterwalden, ursprünglich Glieder eines Stammes, haben, voraus vor den Städten und Ländern des nach ihnen genannten Volks, ein eigenthümliches Feuer für ihre uralte Freiheit u. ihre Rechte, und, so nicht ein Partheihaupt sie irre macht, einen geraden mannhaften Biederfinn.

Ueber ihre Abkunft ist von Vater auf Sohn aus alten Zeiten folgende Sage überliefert worden: „Es war ein altes Königreich im Lande gegen Mitternacht, über dasselbe kam theure Zeit. In dieser Noth versammelte sich die Gemeine; durch die meisten Stimmen wurde beschossen, daß der zehnte Mann das Land verlasse. Diesem Geses mußte jeder, den das Loos traf, gehorchen. So geschah der Auszug der Voreltern von dem Land in Mitternacht mit großem Wehklagen. In drei Haufen unter drei Hauptleuten zogen die Väter, 6000 streitbare Männer, große Leute gleich Riesen, mit Weib u. Kindern, Hab u. Gut; sie schwuren, einander ewig nie zu verlassen. Sie wurden reich an fahrendem Gut, da sie am Rheinstrom siegreich stritten. Sie baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden in Frieden; da führte sie Gott in die Gegend am See, da bauten sie Schwyz. Das Volk mehrte sich, da theilten sich die Leute in die Gegenden von Ury u. Unterwalden, u. in die andern Thäler des Gebirgs hin, so daß bis

in die Grafschaft Greyerz (über Freyburg hinaus) der achte Stamm der Schwyzer erkannt werden mag.“

Es ist von den deutschen Kaisern urkundlich bekräftigt worden, dieses Volk habe den Schirm des deutschen Reichs aus freiem Willen gesucht u. erworben. Diese seltene Ehre war übrigens dem obigen Stamm der Schwyzer allein eigenthümlich, die Kaiser ernannten Reichs-Bögte; zu ihrem Schirmvogt wählten die Schwyzer jeweils einen angesehenen Grafen der Nachbarschaft, und zum Landammann u. Richtern redliche Bürger aus ihrer Mitte, u. von gutem Wohlstand; denn für Freiheit u. Ordnung sorgte am besten, wer etwas zu verlieren hat. — Besonders freundlich zeigte sich ihnen der große deutsche Kaiser Rudolf, als Graf Habsburg lange ihr Schirm-Vogt, u. als solcher wohl vertraut mit ihren Gerechtfamen. Auch hatte derselbe zuletzt viele Erblande, von Thurgau bis Basel hin, erworben, die nach seinem Tod sein Sohn, König Albrecht, eifrig vermehrte. Dies gab den Schwyzern ernste Besorgnisse, dazu kam ganz ungewohnte, harte Besteuerung u. zuletzt grausamer Druck zügelloser Bögte; so daß mit dem ersten Tag des Jahrs 1308 das Volk in den Waldstetten sich für seine ursprüngliche Freiheit wie ein Mann erhob, u. den alten Bund gemeinsamer Brüderschaft erneuerte. Hieher gehören die Erzählungen vom Schwur der Männer auf dem Rütli, vom Gessler u. vom Wilhelm Tell. Ehe noch 50 Jahre verfloßen, ist der eidgenössische Bund, der zuerst, wie oben gemeldet, nur die drei Urkantone Schwyz, Uri, Unterwalden, und die Bürger der Stadt Luzern umfaßte, auf Zürich, Glarus, Zug u. Bern, oder die sogenannten Salten Orte, (Cantone) ausgedehnt worden. Diese acht Orte gelobten sich zu einer treuen Gesellschaft, die auf alle Zeiten hin sich gegenseitig schützen u. helfen wolle. Es folgten nun viele u. schwere Kriege; mit Oestreich gegen das man gewissermaßen die Erbunterthänigkeit brach, mit Frankreich, mit Burgund u. s. w. Es sind aber ebenso viele glänzende Seiten in der Geschichte, denn niemals hat die gegenseitige Treue u. Standhaftigkeit sich rühmlicher erwiesen, als in den Kriegen, welche die schweizer Eidgenossen bis zur Anerkennung ihrer Freiheit u. Unabhängigkeit führten. — Sie erfüllten einen Zeitraum von

mehr denn 150 Jahren; es ist die Helbenzeit der Schweizer, worin sie mit keinem Volk der Erde die Vergleichung scheuen dürfen; sie endigen plötzlich in stille Jahrhunderte, auf den kriegerischen Ruhm folgte friedliches Glück. —

Wie treuherzig die Schweizer damals gegen einander im Leben u. Thun gewesen sind, davon soll mit den Worten eines alten Chronikenschreibers jetzt erzählt werden:

Der Burgunderkrieg war vorbei u. die Eidgenossen hatten guten Frieden unter sich u. Andern. Da sagten an einem schönen Morgen im Jahr 1487 die Zürcher: „laßt uns unsere Freunde in Altdorf besuchen, und mit ihnen das Fest ihres Schutzpatrons, des guten heiligen Martins, feiern.“ Da zogen bei 80 Zürcher zu Pferd, u. über 130 zu Fuß, an ihrer Spitze Bürgermeister Ruost, nach Uri. Nach drei Tagen, die sehr schnell in Freuden verfloßen, verließen die Zürcher Altdorf. Da wurden sie von den Schwyzern gebeten, zu ihnen zu kommen, und fügten diese bei, sie sollten besser bewirtheet werden, als bei ihrer Durchreise vier Tag vorher.“

„Deß ward man ihnen zu Willen, u. saßen also die Herren von Zürich zu Stufen in's Schiff, u. gesegneten (beabschiedeten) die von Uri, u. fuhren mit den Eidgenossen aus dem Land Uri in das Land Schwyz, gegen Brunnen. Zu Brunnen angelanget, wollten die Herren von Zürich den Schiffsfnechten von Uri ihren Lohn ausrichten, aber die Schiffeleute wollten von nichts hören, nahmen keinen Pfennig, u. fuhren wieder heim.“

„Nun zogen die lieben Eidgenossen von Zürich gegen Kilchgassen, da waren die Männer von Schwyz versammelt, wohl an 800 Mann, die alle in einem weiten Ring stunden, an einer schönen Matten. Da zogen meine Herren von Zürich zu Ross u. zu Fuß an einem Rädli zu ringsum; da dies geschah, so ruft des Landes Waibel, daß männiglich schweige. Da hub der Landamman von Schwyz an, und empfing die Freunde von Zürich im Namen aller Landsleute so freundlich u. tugendlich, als ob sie alle rechte Brüder wären. Demnach beschied man Jedermann, wo ein Jeglicher zu Herberg sein sollte, und da Jedermann zu Herberg kommen war, da war auch der Imbis gar köstlich zugericht. Demnach aß man, nach

dem Essen hatte man einen schönen Tanz, u. vertrieb Jedermann den Tag mit Freuden.“

„Darnach nahmen die Herren von Zürich von denen von Schwyz auch Urlaub; also baten die von Schwyz, noch einen Tag bei ihnen zu bleiben. Da gaben die Zürcher zur Antwort, daß es nicht wohl sein könnte, inmaßen ihre Stadt Zürich ganz ohne Rath stünde, so möchte es geschehen, daß Leute rechtlos bleiben müßten, denen doch Tag gesetzt wäre von Rath u. Gericht für nächsten Samstag. Also erlaubten die von Schwyz freundlichen Urlaub, doch mußten sie vorher mit ihnen zu Nacht essen.“

„Und als man nun das Nachtmal auch fröhlich vertrieben hatte, so schenken noch die guten Männer von Schwyz allen Insaßen, die Bußen schuldig waren, das Bezahlen, u. nahmen, zum Gedächtniß der freundnachbarlichen Ankehr, keine Buße von ihnen. Darnach sagten die von Zürich zu denen von Schwyz, daß sie auch so thun, und zu ihnen nach Zürich kommen sollten, u. gebrauchte der ehrwürdige Bürgermeister von Zürich folgende Worte:

„Insonders gute Freunde und liebe Eidgenossen! Rath und Gemeinbe der Stadt Zürich fühlen den Werth Eurer biederer Gastlichkeit. Nicht nur uns bleibt eure Liebe und Herzlichkeit unvergesslich, sondern auch Kindern und Kindskindern wollen wir sie zu treuem Gedächtniß vermelden. Und wenn je in spätern Tagen, wenn wir längst Staub u. Asche sind, unsere Enkel sich entzweien sollten, was Gott verhüte, wenn je von unserer Seite die einstige Freundschaft ausser Acht gelassen würde, dann laßet Eure Enkel die unsern mahnen an Pflicht und Dankbarkeit.“

„Sodann nahm jedermann vom andern Urlaub u. zogen zu Ross u. zu Fuß gegen Arth am Zugersee. Da war bei allen Wirthen genug bestellt von guten Fischen u. Wein, und wer essen u. trinken wollt, dem gab man genug, und nahm aber niemand nichts von den Herren von Zürich.“

Diese treuherzige Erzählung des alten Chronikschreibers giebt ein anschauliches Bild von den löblichen Zuständen der alten Schweiz, u. den damaligen wahrhaft brüderlichen Beziehungen der Cantone zu einander. Vergleicht man sie mit den Zuständen der jezigen Zeit, so muß jedem Freund der Menschheit das Herz bluten. Die Schweiz sollte eigentlich eine Zufluchtsstätte des Friedens u. der Ord-

nung, ein Musterbild geselllicher Freiheit sein; denn an u. um ihre Berge ist sie aus Deutschen, Franzosen, Italienern, aus Katholiken u. Protestanten, zusammengesetzt; gleichsam als ob die Vorsehung sie zu einem Depot der Freiheit, zu einer belehrenden Volkerschule, ausersehen hätte. Dermalen aber bietet sie nur das widerliche Schauspiel innerer Zerrissenheit, blutiger Feindschaft, mißtrauischen Grolls dar; mitten im Frieden bedrohen frevelhafte Freischaarenzüge Leben u. Eigenthum; böse Büben aller Nationen suchen in der Schweiz tolle Pläne und Absichten praktisch zu machen, und was das bedenklichste bleibt, die schlimmsten Leidenschaften nehmen den Glauben zum Vorwand, damit sie unter diesem Schild um so wirksamer für ihre bösen Zwecke arbeiten können. Jeden redlichen Schweizer muß ein schmerzliches Gefühl ergreifen, bei solchen Rückblicken und bei den Mahnungen der Gegenwart. Die fast alljährlich wiederkehrenden revolutionären Bewegungen haben den Glauben an die Herrschaft des Gesetzes erschüttert. Nicht auf dem Land, oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Würde u. Unteilbarkeit seines Nationalcharakters. Zeiten kommen, Zeiten schwinden! Ihr Schweizer, die Ihr jetzt einer Zukunft voll Drangsal entgegen sehen müßt, Ihr könnt Euch helfen, wenn Ihr zur alten Treu redlicher Eidgenossen zurückkehrt.

„Lernt, Schweizer, eure Macht, sie ist in eurer Treu,
D. würde sie doch jetzt in jedem Schweizer neu!“

Muth im Mißgeschick.

Einst war die See-Stadt La Rochelle in Frankreich mit von den berühmtesten und thätigsten der dortigen Handelsplätze. Ein muthiger, einträchtiger Geist belebte die Bürgerschaft, und stärkte sie zu allen Unternehmungen. In den frühern bürgerlichen und Religions-Kriegen der Franzosen diente die Stadt den Reformirten als Hauptwaffenplatz. Nach einer schweren Belagerung von 14 Monaten, während welcher an 15,000 Menschen vor Hunger und Elend starben, eroberte es Anno 1628 die Armee des Königs, gegen den sie damals im Streit waren. Ein großer

Theil der Bürger floh nach Amerika; die übrige Stadt kam in Verfall.

Zu Zeiten ihrer Blüthe, es sind jetzt mehr als hundert Jahre, lebte daselbst als einer der angesehensten und reichsten Bürger der Kaufmann Auffredy. Er galt für einen der glücklichsten u. unternehmendsten Handelsherren; seine Schiffe gingen nach den fernsten Meeren und Ländern. Einst hatte er mehrere derselben nach dem Morgenlande abgesendet, und in diese Unternehmung den größten Theil seines Vermögens gesteckt. Da verbreitete sich die Nachricht, jene Schiffe seien verunglückt; und diese Angabe ward um so wahrscheinlicher, weil der Kaufmann schon lange keine Meldung von den Schiffsführern empfang. — Ein Handelsherr der Art steht natürlich Weise in vielen Verbindungen und Geschäften; sein Credit ist meistens größer, als sein Vermögen. Eine Hiobspost regt daher gewaltig auf, weil gar viele Leute bei seinem Wohl oder Weh theilhaftig sind. Wer jetzt irgend eine Rechnung mit Herrn Auffredy zu reguliren hatte, ward nun besorgt, und kam eilends herbei, um seine Forderung sofort bezahlt zu erhalten, und da, wie erwähnt, der größte Theil seines Vermögens jenen Schiffen anvertraut worden, so blieb ihm, nachdem er alles weitere getilgt, eben nichts übrig, als der ehrliche Name und vollständige Armuth.

Zu allen Zeiten haben die Unglücklichen keine Freunde. So ging es auch dem armen Auffredy. Jetzt zogen diejenigen sich zurück, die in den glücklichen Tagen ihm schon gethan, sich zu ihm gedrängt, oder mit ihm gefaselt hatten. Wäre er schwach gewesen, so hätten diese Erfahrungen ihn vollends niederbeugen müssen, aber sein Muth blieb größer als sein Mißgeschick. Er entschloß sich schnell, und gesellte sich zu den Tagelöhnern, welche im Schweiz des Angesichts ihr Brod verdienen, er arbeitete gleich ihnen, und schützte seine Familie dadurch vor dem bitteren Mangel. Mit Achtung, oftmal auch mit Spott, sahen die Leute auf ihn, er aber blieb gelassen in diesem schweren Glückswechseln, verfas ohne verdrossen die harten Arbeiten eines Lastträgers bei den Schiffen, gewann so seinen täglichen Unterhalt, und war nur froh, des Bettelns überhoben zu werden. — So ging es geraume Zeit. Eines Abends saß er, müde

von des Tages Arbeit, am Ufer des Meers u.
ruchte aus; seine Blicke streiften über die un-
endliche Wasserfläche hin, so oft die Trägerin
seines einstigen Reichthums; wehmüthige
Gedanken mochten sein Herz beschleichen. Da
gewahrte er in der Ferne das Heransegeln
mehrerer Schiffe; als sie näher kamen, glaubte
er daran seine ehemaligen Kaufmannszeichen
zu erkennen; doch hielt er es für Täuschung,
bis Matrosen und Tagelöhner, jetzt seine
Freunde, haufenweis in hoher Freude her-
beiliefen, um ihm zu verkünden, daß die längst
verloren geglaubten Schiffe aus dem Morgen-
land glücklich angelangt wären. Und so war
es. Die Schiffe, durch allerlei Umstände
jahre lang aufgehalten, brachten nun unend-
liche Güter und Schätze heim; Auffredy be-
fand sich jetzt viel reicher, denn früher; aber
er übte keine Rache. Seine Seele, stark im
Unglück, zeigte sich groß im Ueberfluß; er
vergaß die Beleidigungen, und gedachte nur
seiner wahren Freunde, nämlich der Armen.
Die Tagelöhner, in deren Mitte er Brod ge-
unden, bekamen von seinen Reichthümern;
auch baute er ihnen ein wohlbesorgtes Spi-
tal. Sein Name hat sich bis auf nähere Tage
als ein Beispiel von Muth u. löblicher Denk-
weise erhalten. — Reichthum und Armut
legt nicht am Gut, sondern am Muth.
Brot verfürzt den Wasserkrug und würzt den
Pferbrei.

Fromme Volks Sage.

In der Stadt Salzburg steht am Kapuzi-
nerberg das alte St. Johannis-Kirchlein;
von dessen Ursprung erzählt man folgende
fromme Sage:

Im Jahre 1478 habe es sich begeben, daß
vor das Stadthor zwei arme Bettler in sehr
dürftiger Gestalt gekommen seien, — der eine
konnte schier für halb nackt gelten. Diese
Bettler hätten um Einlaß gebeten, weil sie
ihnen Gutthäter suchen wollten, der sie aus-
söhne, wofür sie von Gott dem Herrn zeit-
lichen Heil für die Stadt erstehen würden.
Dem Thorwart dünkte das Ansinnen seltsam;
hieß die Bettler draußen verweilen, indem
zuvor ihr Anliegen dem Bürgermeister
vortragen wolle. Hierauf sei der Bürgermeister

aus Neugierde selbst an's Thor gekommen,
und habe die Armen gefragt, wer und woher
sie seien. Da hätte der Halbnackende gesagt:
„ich bin ein Wegmacher und ein Nazaräer,“
„und ich,“ hätte der Zweite gesagt, „ich bin
ein Zeichmacher und aus Galiläa.“ „Ach,
liebe Männer, helf euch Gott,“ hätte der Bür-
germeister erwiedert, „ihr sollt wissen, daß
hier in der Stadt wir der armen Leute genug
haben, können euch daher nicht einlassen und
aufnehmen.“

Nun lag damals gerade ein reicher Bürger,
Namens Ludwig Dänkel, auf dem Kranken-
bett; dessen Diener hörte zufällig das Ge-
spräch des Bürgermeisters mit den Bettlern,
über deren große Abgerissenheit er sich wun-
derte, und erzählte seinem kranken Herrn den
seltsamen Vorfall. Dieser fühlte sich bewegt,
ein Werk der Barmherzigkeit zu üben, sandte
und erbot sich gegen den Bürgermeister, daß
er für die beiden Armen aus eigenen Mitteln
sorgen wolle. Der Bürgermeister erlaubte es
ihm, man ließ die Bettler ein, welche nun zu
Dänkel kamen, und ihm Dank für seine Milde
sagten. Der Kranke habe nun zu Beiden ge-
sprochen: „Liebe Männer, an dem nahen
Berg gehört ein Feld mein, dort will ich Euch
eine Hütte bauen lassen, darin Ihr wohnen
könnt, und Trank und Speise soll Euch nim-
mermehr mangeln.“ Darauf hätten die
Bettler erwiedert: „Siebst du uns nur den
Platz, so wollen wir uns selbst eine Hütte
bauen,“ und plötzlich habe es die Gestalten
der Armen umleuchtet, wie eine Klarheit des
Himmels, und der fast Nackte habe gespro-
chen: „Siehe, du Frommer und Guter, ich
bin Johannes der Täufer, ein Wegmacher,
weil ich die Wege des Herrn bereite nach den
Worten der Schrift.“ „Und ich bin,“ hätte
der Zweite gesprochen, „Johannes der Evan-
gelist, ein Zeichmacher, den der Herr berufen
hat, als er an seinen Reizen strickte.“

Und damit seien die Gestalten der Him-
mlischen vor dem Blick des guten Dänkel ver-
schwunden. Dieser aber stürzte betend auf
sein Angesicht, fühlte sich alsobald ganz ge-
sund und erbauete hierauf sofort das St. Jo-
hannis-Kirchlein am Kapuzinerberg. Es ist
heute noch zu sehen, und ebenso hat sich die
Erzählung von seinem Ursprung erhalten. —
Gewißlich war der reiche Bürger Ludwig
Dänkel ein wohlthätiger Mann, geehrt ob

seinem rechtschaffenen Lebenswandel, weil sein Name in der frommen Sage aufbewahrt ist.

Nach, es geschieht nur zu oft, daß die Reichen nicht wissen wollen, wo es den Armen drückt, und wie es ihm zu Muth ist! Der wahre Christ aber umfaßt die Menschheit mit Liebe, hilft dem Bedrängten mit Rath und That, und übt stets Barmherzigkeit. Dies ist in der anmuthigen Sage bildlich gelehrt und empfohlen.

Erzherzog Carl.

Am 30. April vorigen Jahrs hat sich ein edles Auge geschlossen. Nach kurzem Krankenlager scheidete, an jenem Tag, aus diesem Leben der Erzherzog Carl von Oesterreich, 76 Jahre alt. Welche Fülle von Erinnerungen erheben sich für Deutschland bei dem Tode dessen, den es einst allgemein seinen Retter nannte! Mit gerechter Wehmuth muß jeder Deutsche an dies Grab treten, und aus tiefstem Herzensgrunde wünschen, daß in Tagen des Kampfes und der Gefahr unser gemeinsames Vaterland wieder einen Helden finde, wie der Erzherzog Carl war. — einen Mann des edelsten Herzens und des freiesten Geistes, begeistert für Vaterland, Recht und alle Güter der Menschheit, einen Auserwählten, der nicht, wie Andere, den Löwentheil des Glücks an sich reißt, sondern mit dem Volke leidet, und nur für dessen Bestes streitet!

Manche der geeigneten Leser werden sich noch aus den jüngern Jahren der freundigen Bewegung entsinnen, welche schon beim Namen „Prinz Carl“ die Herzen ergriff. Es war eine Zeit, wo er beim Volk Alles war, und in jeder Hütte sein Bild hing. In den schweren Kriegsjahren gegen das meisterlose Frankreich, als dessen Heerhaufen plündernd und raubend unsere Gegend überzogen, da stand der Erzherzog Carl an der Spitze der deutsch-kaiserlichen Armeen, schirmte die vaterländischen Fluren, und leistete dem kühnen, aufgeregten Feinde gegenüber wahrhaft Erstaunliches, besonders wenn man die gegenseitigen Verhältnisse gehörig erwägt. Sein ganzes Leben und Wirken bietet ein Musterbild edelster Liebe u. Hingebung dar;

im Krieg wie im Frieden schlug sein Herz rein für das Wohl der Mitmenschen. An sitzlicher Würde, an Edelsinn, an Tugend überragt er weit seinen berühmten Gegner, den ehemaligen Kaiser Napoleon, der sich mehr gesiel, ein gewaltiger Soldat, ein riesenhafter Weltstürmer, denn ein wohlwollender Volksbeglückter zu sein. Gott hat gerichtet! Im Kreis der Kinder und liebenden Verwandten, unterm Wehklagen der ganzen Nation, trat der Todes-Engel zum hochbetagten Erzherzog, und führte ihn sanft hinüber; Napoleon starb, kaum 52 Jahre alt, einsam, in der Gefangenschaft auf einer Insel im fernen Weltmeer, wohin ihn, den Störenfried, der Born von Europa verbannt hatte. — So lange die Sonne am Himmel glänzt, wird auch in der Weltgeschichte und in der Erinnerung der deutschen Nation der Name „Erzherzog Carl“ hell auf glänzen: Kein früherer Schein hat jemals sein preiswürdig Leben bemängelt!

Der selbe ward am 5. September 1771 als dritter Sohn des Kaisers Leopold geboren, dessen glücklicher Hausstand mit 15 Kindern gesegnet worden, von denen freilich mehrere jung starben. Carl war also der zweite Bruder vom guten Kaiser Franz. Den Boden seiner stedenlos reinen Natur pflanzte besonders sein würdiger Lehrer, Graf v. Hobenwart, später Erzbischof von Wien. Die Kämpfe mit dem revolutionären Frankreich begannen. In der Schlacht von Gemappe in den Niederlanden (1792) donnerten zum erstenmale die feindlichen Kugeln um ihn. Im Mai 1796 erhielt Erzherzog Carl das Obercommando der kaiserlichen Armeen in unserer Gegend; da kamen manch herrliche Siege in 30 blutigen Schlachten und Gefechten. (In unserm Lande bei Emmendingen, Schliengen, Stockach, Neckerau.) Sein ruhmvollster Tag ist die Schlacht von Aspern (1809) in den Krieges Oesterreichs mit dem Kaiser Napoleon. In dieser ward der bis dahin stets siegreiche Franzosen-Kaiser entschieden geschlagen, und der Zauber gebrochen, als ob er unbesiegbar sei. Wer den Erzherzog an den 2 Tagen dieser Schlacht gesehen, von Siegesahnung leuchtend, seinen treuen Soldaten im stärksten Feuer die Fahne vorragend, daß sich die tapfern Schaaren freudig auf den Feind stürzten, als wären die Todtenlose Blumenkränze

ze: der hat ein Bild eines gottbeseligten, für Fürst und Vaterland kämpfenden Helden. — In dieser Schlacht wollte der Kaiser Napoleon durch 12 auserlesene Cürassier-Regimenter den Ausschlag geben. Die Erde erzitterte bei dem Auftreten dieser schwer Gebarnichten und ihrer großen Pferde, ihrem Anprallen schien nichts widerstehen zu können. Der Erzherzog ließ sie bis auf 15 Schritte herankommen; da gab die Linie seines Fußvolks ein mörderisches Feuer, und trieb mit dem Bajonett die Verwirrten in eine tolle Unordnung, der Wenige entranken. Napoleon, der sich am Schauspiel ihres vermeintlichen Durchbruchs weiden wollte, gerieth selbst in Gefahr, und wäre beinahe gefangen worden.

Neben dem Helbengeist trug Carl das weichste Herz in seiner Brust; er war der Vater seiner Truppen, er schonte ihr Blut. Deshalb scheuten sie auch keine Gefahr, wenn er winkte, weil sie wußten, daß nun es sich um Entscheidung handle. — Nach einem blutigen Gefecht sah einst Carl, daß man Verwundete liegen lassen wollte, weil es an Pferden fehlte, um sie wegzubringen. Da befahl er die Pferde von den Kanonen zunehmen, denn eher sollten diese dem Feind in die Hände fallen, als seine blessirten Soldaten. Solche Tüze haften in den Gemüthern! Selbst der Feind ward davon ergriffen. Der französische General, — es war der edle Moreau (sprich Moro) — der richtig die angespannten Kanonen vorgefunden, sandte sie zurück, weil solche Beute mit Ehren nicht behalten werden dürfe. — Im Jahr 1808 bot die spanische Nation dem Erzherzog die Kröniaskrone an, und sandte ein Schiff ab, um ihn abzuholen; er schlug sie aus. — Im Laufe seines gesegneten Daseins erlebte er die seltene Gunst, daß er sein 50-jähriges Jubiläum als Inhaber seines Regiments, (— es führt nun auf alle Zeiten seinen Namen —) und des höchsten Militär-Verdienstordens feiern konnte. Was er in den Friedensjahren als Kriegs-Minister für die Armee gethan, dafür segnet ihn noch heute jeder Soldat; als geistreicher Schriftsteller erscheint er der Erste im Fach der Kriegskunde.

Im Jahr 1815 vermählte er sich mit einer Prinzessin von Nassau. Leider dauerte die glückliche Ehe nur bis zum Jahr 1829, wo der Tod die preiswürdige Gemalin abrief. Sieben Kinder, von denen eines früh gestorben,

erfreuten seinen Hausstand. Die älteste Tochter ist Königin von Neapel; sie, sowie der älteste Sohn Albrecht, (dermalen commandirender General in Wien, würdiger Erbe seiner Tugenden, allgemein verehrt,) gewährten ihm bereits Großvatersfreuden. Der dritte Sohn Friederich ist Befehlshaber der Oesterreichischen Kriegsflotte, und hat im Orient sich rühmlichst ausgezeichnet. Genug, Carl war glücklich als Gatte und Vater. Himmelsgunst! Der Kalendermann sah vor 14 Jahren sieben Brüder mit einander einträchtig und friedsam zu Mittag speisen, alle schon vorgerückt in Jahren, alle ausgezeichnet durch preiswerthe Eigenschaften, alle geliebt und hochverehrt im Volke. Es war der Kaiser Franz und seine 6 Brüder. Welche Familie kann Gleiches aufweisen? Jetzt hat aus dieser Zahl der Tod bereits 4 abgerufen, aber jenes Bild zeigt fort und fort Oesterreichs Stolz und Ruhm.

Möchte doch unsere Zeit der Vergangenheit gedenken, und nicht vergessen, daß ehemals so weit die deutsche Zunge tönte, nie ein Name volkschümlicher war, als der Name „Erzherzog Carl.“ Ein gefeierter Dichter, der ihn einst gar schön in einem Liede geehrt hat, und der jetzt leider von Geistes-Krankheit heimgesucht ist, sagt, als man ihm den Tod des Erzherzogs begreiflich machen wollte: „Der Erzherzog Carl stirbt nicht.“ Es ist dies ein Wort zur rechten Stunde; — er lebe fort im dankbaren Gedächtniß!

Ihm ward auch Gram zu seinem Theil gegeben und Bitterkeit geträufelt in das Leben: Doch unverkümmert blieb der edle Mann. Denn seine Seele hielt die Welt umschlossen, Die bösen Tropfen schwanden und zerlossen, Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann. Und Freude muß auch jenseits ihn bewegen, Erblickt er seines Hauses reichen Segen, Und wie das Volk ihn hoch im Herzen hält!

Noch zweier Ereignisse vom verfloffenen Jahre, (deren ausführliche Darstellung im nächsten Kalender folgen wird,) seien hier kurz erwähnt. Einmal der am 15. Mai erfolgte Tod des großen Irlandschen Volksmannes Daniel O'Connell, der unter der allgemeinen Theilnahme von ganz Europa in Genua sein wohlgefülltes Leben beschloß. Er wurde fast 72 Jahre alt, die er hauptsächlich dem offenen Kampfe gewidmet hatte, um sei-

nen arg mißhandelten Vaterland Gerechtigkeit zu verschaffen. Die englische Regierung ist seit Jahrhunderten in schwerem Unrecht gegen das mitverbundene Irland. O'Connell nahm dies zu Herzen; er ward der wahre Repräsentant der Wünsche, Gefühle, Rechte von 8 Millionen gedrückter Mitbürger. Er ist ein welthistorischer Mann geworden, dem Ruhm und Beifall nicht verjagt werden darf. — Sodann hat es sich im vorigen Jahr ereignet, daß der türkische Kaiser in Constantinopel einen eigenen Abgeordneten zum Papst nach Rom sandte, um demselben seine Hochachtung zu bezeugen. Dieser Schritt zeigt jedenfalls, daß der Sultan willens ist, die christliche Bevölkerung seiner Länder in Ruhe zu lassen, was auch für uns lehrreich bleibt, damit wir jeden unfruchtbaren Glaubensstreit vermei-

den, und an der offenkundigen Christenlehre festhalten. — Der heilige Vater in Rom gewinnt auch als weltlicher Regent mit jedem Tag erhöhte Liebe, Anerkennung und Ruhm.

Berichtigungen.

Im Monatsverzeichnis ist der Johanniemark in Gochsheim wie folgt abzuändern: Viehm. 26. Juni (statt 10. Juli), Krämerm. 27. Juni (statt 11. Juli). Wellheim. Die aufgeführten Viehmärkte sind sämmtlich zu streichen, da gar keine abgehalten werden.

Schönau im Wiesenthal, Krämerm.: 30. (statt 24.) Juni; Viehm.: 13. Jan., 10. Febr., 9. März, 13. April, 11. Mai, 8. Juni, 13. Juli, 10. August, 14. September, 12. Okt., 9. Novbr. und 14. Dezbr.

Schoppsheim, Viehm.: 5. Jan., 2. Febr., 1. März, 5. April, 3. Mai, 7. Juni, 5. Juli, 2. Aug., 6. Septbr., 4. Okt., 1. Nov. u. 6. Dezbr. (ungiltig sind die auf den 29. Febr., 13. Juni, 3. Okt. u. 12. Dez. angegebenen Viehmärkte.)

Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hier und da Berichtigungen erforderlich sein, so wird der Verleger jede diesfällige Belehrung mit Dank benutzen.

Nach, 1. Donnerstag vor Palmsonntag, 2. Mont. nach Urbani, 3. Donnerstag nach dem zweiten Sonntag im Juli, 4. Donnerstag nach Bartholomäi, 5. Donnerstag nach Michaeli, 6. Mont. nach Andreas, 7. am 22. Dez. fällt die Fest auf einen Sonnt., so wird er Montag darauf gehalten, fällt aber der 22. Dezbr. auf einen Montag, so wird der Markt am Dienstag darauf gehalten.

Nalen, 1. Aichtmesz, 2. Phil. Jacobi, 3. Kal., 4. sonnt. n. Mich., 5. Mart.

Nürnberg, Krämermärkte: Ofterdienst, Pfingstdienst. Viehm.: 1. Dienst, 14. Tage vor d. Ofterdienst, 2. am letzten Dienst, im Novbr.

Nelksheim, 14. August.

Nelkenhausen, auf matthäuslag (21. Septbr.); fällt dieser auf einen Sonntag, so wird der markt am darauf folgenden montag gehalten.

Niederweiler, Sonntag nach Egidius

Niptrsbach, Pferde-, Vieh- u. Krämerm.; 1. an Maria Verk., 2. am Pfingstn., 3. a. Kirchweihmont.

Oldenslag, die Amtskade, 1. dienst vor Palmsonnt., 2. donnerst. nach Pfingst., 3. dienst. nach Mar. Geburt, 4. dienst. vor dem Advent.

Olthelm, 1. Pfingstdienst, 2. auf Buerhardl; fällt dieser Tag auf Sonn- oder Feiertag, so soll der markt Tags darauf gehalten werden, ausgenommen Samstag, wo er dann den folgenden Montag stattfinden soll.

Ottkirch im Sundgau, auf Jakob

und Laurentii.

Oppenweiler, Krämerm.: 1. Fastnachts-Sonntag, 2. Sonnt. an oder nach Johann-Läufer, 3. Sonntag an od. nach Bartholomäus, 4. den letzten Sonnt. im Monat Novbr. — Viehmärkte: 1. den vierten Dienst, im März, 2. d. zweiten Dienst, im Mai, 3. den zweiten Dienstag im Sept., 4. den zweiten Dienstag im Oktober

Oppenweiler, 1. montag nach Allerheilig., 2. mont. vor Palmsonnt.

Osperg, den 25. Juni.

Ottens a. d. Teck, 1. Phil. Kal., 2. Elisabeth.

Ottigen, auf Matthäi im Septbr., fällt Matth. auf samst. od. sonnt., so wird er folg. montag gehalten.

Oschnang, 1. Krämer- u. Viehm.; dienst. vor Mar. Verkänd., 2. dienst. n. alt Pantkrat., 3. dienst. nach alt Fandi.

Baden in der Markgrafschaft, 1. den 1ten dienst. im Monat März; zugleich am dritten Jahrmarktstag

Bieh- und Schweinsmarkt, 2. den 1ten dienstag nach Martin.

Badenweiler, 1. am ersten Dienstag im Juli, 2. am ersten Donnerstag im Septbr.

Bablingen, 1. dienst. vor Fastn., 2. dienst. nach Oftern, 3. dienst. nach Pfingst., 4. dienst. nach Matth., 5. dienst. vor dem Christl.; fällt aber der Christl. auf den mittw., so wird solcher 8 Tag vorher gehalten.

Basel hält Reg den 28. Oktober und jeden Freitag nach Quatember.

Becherbach im Badischen, 2. Krämer-

u. Viehmärkte: 1. donnerst. nach Fronleichnam, 2. auf alt Bartholomäus oder 5. Septbr.

Beilstein, 1. Vieh- u. Krämermarkt Ofterdienst., 2. Krämerm. a. Andreas.

Beilheim, Krämerm.: 1. am Sonntag vor Wittfasten, 2. am Sonnt. vor Gallas.

Benningheim, 1. mont. nach Rogate, 1. + Erhöhung, 3. Catharina.

Berg, auf Johann Läufer.

Bergabern, 1. den ersten Dienst. vor Palmsonnt., 2. den ersten dienstag vor Laurentius, 3. den zweiten dienst. nach Martini. — Frucht- jeden Dienstag und Freitag.

Berneck auf dem Schwarzwald, 1. donnst. vor Georgi, 2. dienst. nach Ulrich, Vieh- u. Krämermärkte, 3. mont. nach Sim. u. Jud. Vieh-Flachs- u. Krämermarkt; fällt früher in der Charwoche, ist er zwei Tage früher, nemlich dienst. vor dem Gründonnerst.; fällt Ulrich auf dienst. u. Sim. und Judä auf montag, so werden diese letztern Märkte 8 Tage nachher gehalten.

Bischofsheim, 1. Petr. B., 2. Sim. Jud.

Bitelbach, 1. donnerst. vor Mar. Verkänd., 2. donnerst. n. Sim. u. Überach im King. Thal, 1. mittw. n. Pfingst., 2. mittw. nach Martini.

Biedersheim, dienst. n. dem 23. März, dienstag nach dem 15. August und dienstag nach dem 3. Septbr.

Bietigheim, Vieh-, Vieh-, Krämer- und Flachs-; 1. auf den ersten Dienstag im März, 2. Joh. Thar-